



Bevölkerungsforschung Aktuell

Analysen und Informationen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Ausgabe 1 • 2016
37. Jahrgang

Liebe Leserinnen und Leser,

Ende des vergangenen Jahres verkündete das Statistische Bundesamt für das dritte Jahr in Folge einen leichten Anstieg der Geburtenrate auf 1,47 Kinder pro Frau im Jahr 2014.

Aus der Perspektive der demografischen Forschung ist dieses Resultat allerdings keineswegs Anlass für eine Korrektur bestehender Annahmen zum konstant niedrigen Geburtenniveau in Deutschland. Nach wie vor gilt insbesondere Westdeutschland im europäischen Vergleich als die Region mit der höchsten Kinderlosigkeit.

Welche Dimensionen dieser Wandel angenommen hat, wird besonders im historischen Rückblick sichtbar: Bekamen die Frauen des Geburtsjahrgangs 1865 durchschnittlich noch 4,7 Kinder, so waren es bei den Frauen des Jahrgangs 1965 1,55 Kinder. Das Bestandserhaltungsniveau von 2,1 Kindern je Frau, bei dem die Zahl der geborenen Kinder so groß war wie die Zahl ihrer Eltern, wurde seit 50 Jahren nicht mehr erreicht. Vielmehr ist seitdem jede nachwachsende Generation um ein Drittel kleiner als die ihrer Eltern. Da mit jedem weiteren Jahr auch die Zahl der potenziellen Mütter schrumpft, wird für die nähere Zukunft kein deutlicher Wiederanstieg der Geburtenzahl erwartet. Dabei prägen vor allem zwei Prozesse das Geburtengeschehen, wie Detlev Lück, Ralina Panova, Robert Naderi und Martin Bujard in ihrem Artikel zeigen: zum einen der Anstieg des Anteils von dauerhaft Kinderlosen und zum anderen der Rückgang von Familien mit drei oder mehr Kindern. Darüber hinaus startet mit dieser Ausgabe eine neue Rubrik mit dem Namen „Demografische Begriffe – kurz erklärt“, in der in regelmäßigen Abständen statistische Kennzahlen oder methodische Ansätze in komprimierter und verständlicher Form vorgestellt und erklärt werden.

Dr. Evelyn Grünheid,
Forschungsdirektorin BiB

Kinderlosigkeit und Kinderreichtum – Ein differenzierter Blick auf das Geburtengeschehen in Deutschland



Die Darstellung des Geburtengeschehens eines Landes bzw. zwischen verschiedenen Ländern erfolgt meist mit Maßzahlen wie Geburtenraten, die angeben oder schätzen, wie viele Kinder eine Frau im Laufe ihres Lebens durchschnittlich zur Welt bringt. Dieser Durchschnitt verdeckt jedoch dahinterliegende Unterschiede im Zusammenhang mit der Kinderzahl. Zu berücksichtigen ist demnach, dass hinter einer bestimmten Geburtenrate unterschiedliche Verteilungen stehen können.

Für eine vollständige Beschreibung des Geburtengeschehens in Deutschland spielen daher nicht nur die Geburtenraten eine Rolle, sondern auch die Verteilung über die Paritäten. Vor diesem Hintergrund wirft der Beitrag daher einen differenzierten Blick auf das Geburtengeschehen.

Zunächst wird der Frage nachgegangen, in welchem Umfang der Geburtenrückgang in Deutschland mit einer Zunahme von Kinderlosigkeit beziehungsweise einem Rückgang von Kinderreichtum einhergeht. Dazu werden Ergebnisse aus der empirischen Fertilitätsforschung zu den Einflussfaktoren für Kinderlosigkeit sowie den Rückgang von Mehrkindfamilien vorgestellt und überprüft. Es bestätigt sich, dass die Betrachtung der einzelnen Paritäten eine genauere Beschreibung des Geburtenrückgangs liefert. So wird unter anderem deutlich, wie das Absinken der

Geburtenrate mit einer zunehmenden dauerhaften Kinderlosigkeit und mit einem Rückgang von Kinderreichtum einhergeht. ➡ Seite 2



Zwei Varianten der Rushhour des Lebens: Lebensentscheidungen und Zeitverwendung

In manchen Phasen des Lebens ist die Belastung durch die Kombination von Anforderungen in Beruf und Familie besonders hoch. Dies gilt vor allem für das Lebensalter



zwischen 25 und 45 Jahren, in dem neben einer starken Arbeitsbelastung auch viele wichtige Entscheidungen zu Beruf, Wohnort, Partnerwahl, Heirat oder Kindern getroffen werden müssen. Für diesen Abschnitt hat sich in der Forschung der Begriff der „Rushhour des Lebens“ etabliert. Der Beitrag zeigt, dass es eigentlich um zwei unterschiedliche Phänomene geht: die „Rushhour von Lebensentscheidungen“, die vor allem Akademiker betrifft, sowie die „Rushhour im Familienzyklus“ bei Eltern mit Kleinkindern.

Der Beitrag analysiert die Zeitverwendung im Lebensverlauf und zeigt darin die Arbeitsbelastung in Beruf, Fürsorge und Haushalt für beide Geschlechter.

Zudem analysiert er die Ursachen für die „Rushhour der Lebensentscheidungen“ und plädiert für eine Entzerrung dieses Lebensabschnitts. ➡ Seite 11



Detlev Lück; Ralina Panova; Robert Naderi; Martin Bujard (alle BiB)

Kinderlosigkeit und Kinderreichtum – Ein differenzierter Blick auf das Geburtengeschehen in Deutschland

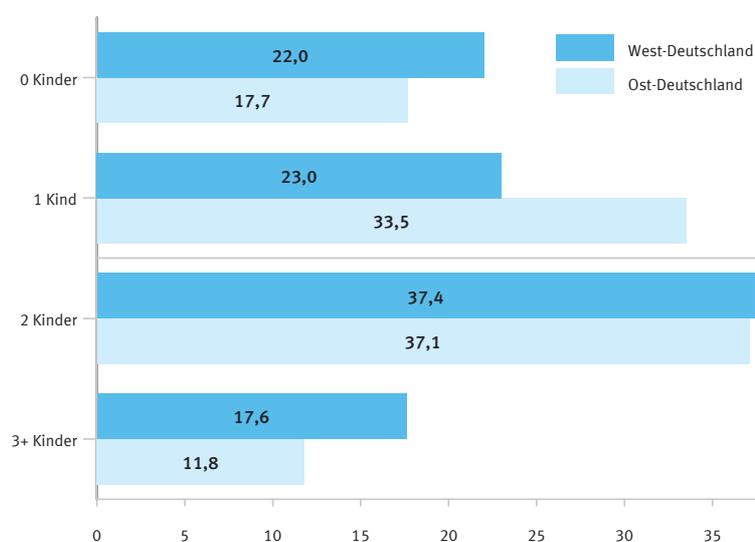
Zu den gängigen Themen der Bevölkerungsforschung gehört die Frage, wie viele Kinder in Deutschland geboren werden und wodurch dies beeinflusst ist. Vor allem die Frage, warum die durchschnittliche Zahl der Kinder, die eine Frau zur Welt bringt, in den vergangenen Jahrzehnten abgenommen hat und warum diese Zahl niedriger ist als in vielen anderen Ländern, obwohl diese überwiegend ähnliche Entwicklungen vollzogen haben, steht im Zentrum der Diskussion.

Die Erforschung des Geburtenverhaltens orientiert sich meist an Geburtenraten: an Maßzahlen, die angeben bzw. schätzen, wie viele Kinder eine Frau im Laufe ihres Lebens durchschnittlich zur Welt bringt. Die Kohortenfertilität bzw. die „endgültige Kinderzahl je Frau“ beispielsweise misst diese Zahl, indem sie die durchschnittliche Kinderzahl für die Frauen eines bestimmten Geburtsjahrganges angibt, sobald dieser Jahrgang hinreichend alt ist, um von endgültigen Kinderzahlen auszugehen (in der Regel: 45 oder 50). Für westdeutsche Frauen des Geburtsjahrganges 1970 beispielsweise liegt diese Zahl bei 1,50, für ostdeutsche Frauen des Geburtsjahrganges 1970 fast gleichauf bei 1,47.

Solche Durchschnittswerte erlauben es, die Entwicklung des Geburtengeschehens eines Landes oder auch die Unterschiede im Geburtengeschehen zwischen verschiedenen Ländern anschaulich darzustellen. Allerdings verdecken sie auch einen Teil der Information: Denn eine Geburtenrate ist nur die Zusammenfassung einer Verteilung über die Paritäten – also über die genauen Kinderzahlen, die Frauen zur Welt bringen. Und hinter einer Geburtenrate von 1,5 können verschiedene Verteilungen stehen. Die 1,5 Kinder des Geburtsjahrganges 1970 beispielsweise kommen in Westdeutschland durch einen höheren Anteil Kinderloser sowie einen höheren Anteil der Parität „3 und mehr“ zustande als in Ostdeutschland (vgl. Abbildung 1). Hier bringen dafür vergleichsweise viele Frauen ein Kind zur Welt. Es ist also zunächst eine Frage der Vollständigkeit, das Geburtengeschehen in Deutschland nicht nur anhand von Geburtenraten zu beschreiben, sondern auch anhand der Verteilungen über die Paritäten.

Darüber hinaus erscheint diese Differenzierung lohnenswert, weil sie Anhaltspunkte für eine adäquatere Erklärung bieten kann. Wie die differenzierte Beschreibung der Geburtenentwicklung in Deutschland zeigt, erwei-

Abb. 1: Paritäten der Frauen des Geburtsjahrganges 1970 in West- und Ost-Deutschland



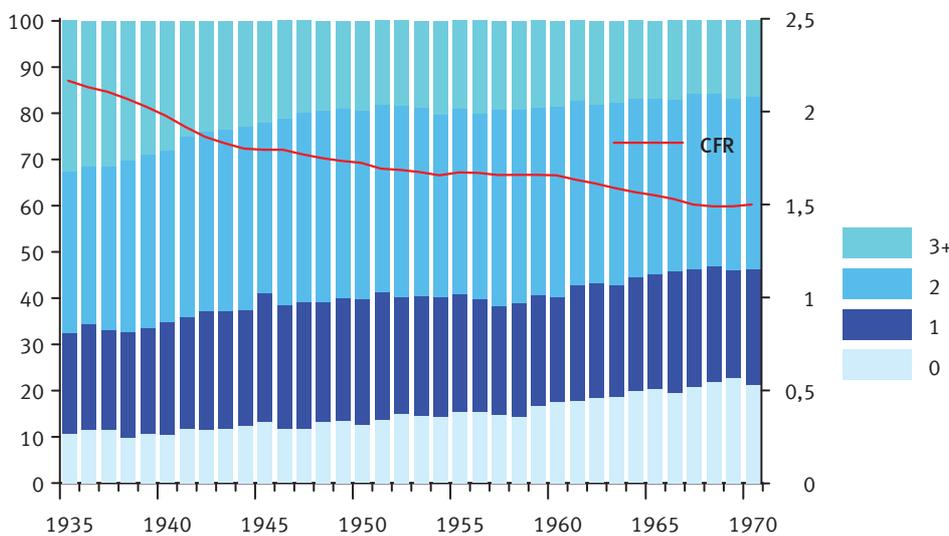
Berechnung: BiB; Bujard/Lück 2015.
Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2012.

© BiB 2016

sen sich für den Geburtenrückgang die Veränderungen der Paritäten 0 und „3 und mehr“ als entscheidend: Die Zahl derer, die dauerhaft kinderlos bleiben, nimmt zu; die Zahl der „Kinderreichen“ mit drei oder mehr Geburten sinkt (vgl. Abbildung 2). (Veränderungen der Paritäten 1 und 2 sind in diesem Zusammenhang nicht bedeutsam.) Für die Erklärung des Geburtenrückganges macht es aber einen Unterschied, ob eine Zunahme von Kinderlosigkeit oder ein Rückgang von Kinderreichtum erklärt werden soll, denn in Abhängigkeit davon sind verschiedene Argumente unterschiedlich plausibel (vgl. Abschnitt 6). Ebenso macht es einen Unterschied, ob im Vergleich zweier Länder mit unterschiedlicher Geburten-



Abb. 2: Entwicklung der Kohortenfertilität (CFR) und der Paritäten zwischen den Geburtsjahrgängen 1935 und 1970 in Deutschland

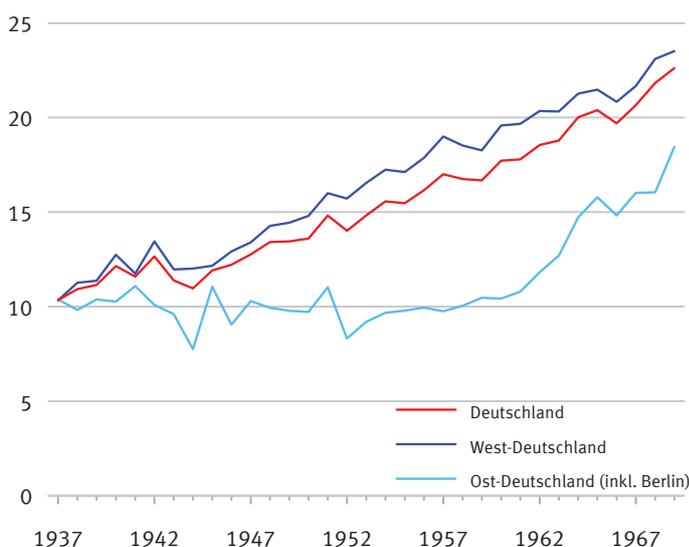


Berechnung: BiB; Bujard/Lück 2015.
Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2012.

© BiB 2016

rate eine größere Verbreitung von Kinderlosigkeit oder eine geringere Verbreitung von Kinderreichtum den entscheidenden Unterschied ausmacht. Daher ist es auch für die Erklärung von Entwicklungen und Unterschieden im Geburtengeschehen sinnvoll, Verteilungen über die Paritäten zu betrachten.

Abb. 3: Kinderlosigkeit von Frauen im Vergleich zwischen den Geburtsjahrgängen 1937 und 1969, nach Wohnregion West- oder Ostdeutschland



Berechnung: BiB; Bujard/Lück 2015.
Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2012.

© BiB 2016

Im Folgenden soll ein auf diese Weise differenzierter Blick auf das Geburtengeschehen geworfen werden. Zunächst gehen wir der Frage nach, in welchem Umfang der Geburtenrückgang in Deutschland mit einer Zunahme von Kinderlosigkeit und in welchem Umfang er mit einem Rückgang von Kinderreichtum einhergeht. Zum zweiten fassen wir zusammen, was aus der empirischen Fertilitätsforschung bislang bekannt ist über die Einflussfaktoren dafür, dass Menschen kinderlos bleiben bzw. dass sie (k)ein drittes Kind bekommen. Zum dritten werfen wir einen Blick auf die sozialwissenschaftlichen theoretischen Erklärungsansätze für den Geburtenrückgang und sichten, welche davon eher die Zunahme von Kinderlosigkeit und welche eher den Rückgang von Kinderreichtum plausibel machen.

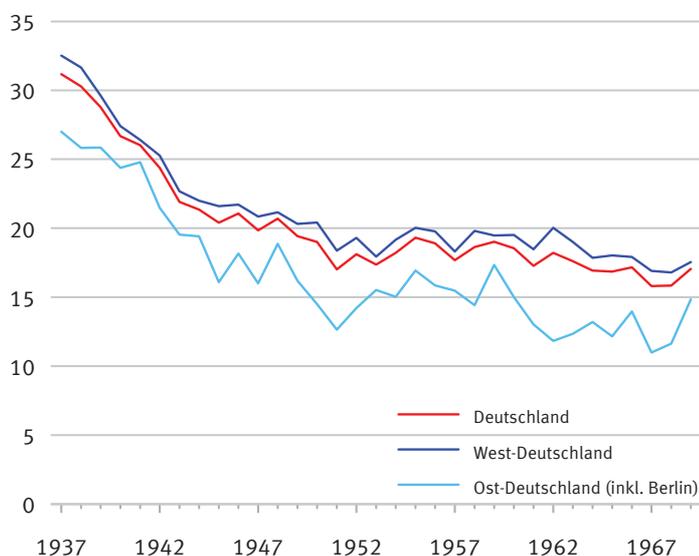
2. Entwicklung und Verbreitung von Kinderlosigkeit

2. Entwicklung und Verbreitung von Kinderlosigkeit

Wie entwickelt sich der Anteil der Frauen, die dauerhaft kinderlos bleiben, in Deutschland? In welchem Ausmaß geht der Geburtenrückgang in Deutschland mit einer Zunahme dauerhafter Kinderlosigkeit einher? Der Anteil kinderloser Frauen liegt bei den in den 1930er- und Anfang der 1940er-Jahre geborenen Frauen historisch relativ niedrig bei 10 bis 12 % (vgl. Stock et al. 2012). Seit den Nachkriegskohorten ist die Kinderlosigkeit in Deutschland kontinuierlich angestiegen: Der Frauenjahrgang 1964 erreichte als erster die 20 %-Schwelle und bei den um 1970 geborenen Frauen liegt der Anteil kinderloser Frauen bei rund 22 % (vgl. Abbildung 3). Hierbei gibt es erhebliche West-Ost-Unterschiede: In Ostdeutschland liegt die Kinderlosigkeit der 1930er-, 1940er- und 1950er-Jahrgänge recht stabil um die 10 %. Ein Anstieg zeichnet sich hier, anders als in den gleichen Kohorten in Westdeutschland, noch nicht ab. Erst danach hat sich die Kinderlosigkeit innerhalb we-



Abb. 4: Kinderreichtum von Frauen im Vergleich zwischen den Geburtsjahrgängen 1937 und 1969, nach Wohnregion West- oder Ostdeutschland



Berechnung: BiB; Bujard/Lück 2015.
 Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2012. © BiB 2016

niger Jahre fast verdoppelt und ist vom Geburtsjahrgang 1960 bis zum Jahrgang 1969 von 10,4 % auf 18,4 % angestiegen.

Die Kinderlosigkeit unterscheidet sich allerdings erheblich zwischen soziostrukturellen Gruppen: Bei Frauen mit hohem Bildungsabschluss, in urbanen Wohnorten und bei Vollzeitberufstätigkeit ist die Kinderlosigkeit deutlich höher, in Ehen und bei einem Migrationshintergrund ist sie niedriger. Diese Faktoren verstärken sich gegenseitig, wie multivariate Analysen belegen (Bujard 2015).

Der gesamtgesellschaftliche Trend der ansteigenden Kinderlosigkeit ist ungebrochen. Innerhalb verschiedener Bevölkerungsgruppen existieren allerdings unterschiedliche Entwicklungen. Bei westdeutschen Akademikerinnen ist der Anstieg der Kinderlosigkeit auf hohem Niveau gestoppt (Bujard 2015). Besonders stark steigt die Kinderlosigkeit bei weniger gebildeten Frauen, in ländlichen Kreisen und in Ostdeutschland. Aufgrund dieser Trends und von Kompositionseffekten erscheint ein weiterer Anstieg bis hin zu einer Kinderlosigkeit von 25 % durchaus möglich. Allerdings ist die Entwicklung bei Akademikerinnen Anzeichen dafür, dass der Anstieg der Kinderlosigkeit seinem Höhepunkt bereits nahe sein könnte, und der Ausbau der Kitas könnte eine mögliche Ursache für die Stagnation dieser Entwicklung sein.

3. Entwicklung und Verbreitung von Kinderreichtum

Wie entwickelt sich der Anteil der Frauen, die drei oder mehr Kinder zur Welt bringen? In welchem Ausmaß geht der Geburtenrückgang in Deutschland mit einem Rückgang von Kinderreichtum einher? Auf den ersten Blick scheint der Anstieg des Anteils kinderloser Frauen dem sinkenden Anteil von Frauen mit drei oder mehr Geburten (vgl. Abbildung 4) zu entsprechen. Ein genauerer Blick zeigt jedoch: Während sich der Anstieg von Kinderlosigkeit eher auf die jüngeren Geburtsjahrgänge konzentriert, findet der Rückgang von Kinderreichtum im Wesentlichen zwischen den älteren Geburtskohorten statt. In Gesamtdeutschland ist von den 1937 Geborenen bis in die 1940er-Jahrgänge hinein ein relativ starker Abwärtstrend erkennbar. Während 1937 geborene Frauen zu 31,2 % noch drei und mehr Geburten aufwiesen, ist diese Zahl bis zum Jahrgang 1945 sehr stark auf 20,4 % gesunken. Bis 1951 sinkt der Anteil nochmals ein wenig moderater auf rund 17 %. In den Jahrgängen 1951 bis 1969 bleibt der Anteil in einem Bereich zwischen ca. 16 % bis 19 % nahezu unverändert. Ein nennenswerter weiterer Abwärtstrend ist nicht zu verzeichnen – lediglich Schwankungen, wie sie für solche Anteilswerte allgemein üblich sind.

Allerdings gibt es auch keine Anzeichen für einen Wiederanstieg der Anteile kinderreicher Frauen. Der Anteil von Frauen, die drei und mehr Kinder geboren haben, ist in Deutschland zuletzt konstant niedrig. Somit handelt es sich um ein wesentliches Element zur Beschreibung des insgesamt niedrigen Fertilitätsniveaus in Deutschland.

Im direkten Vergleich zwischen Frauen, die in den westlichen, und Frauen, die in den östlichen Bundesländern leben, zeigen sich die prinzipiell unterschiedlichen Paritätsmuster zwischen den beiden Regionen als Niveauunterschied. Die Parität erweist sich als ein gutes Maß, um Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland sichtbar zu machen, die durch durchschnittliche Kinderzahlen verdeckt werden. Wesentliche Unterscheidungsmerkmale sind die geringere Kinderlosigkeit und der geringere Anteil von drei und mehr Geburten im Osten. Diese Unterschiede sind in allen Vergleichsjahrgängen vorhanden, man kann weder von einem divergierenden noch konvergierenden dauerhaften Trend ausgehen.



Vergleichbar ist nur die sinkende Grundtendenz von älteren zu jüngeren Mütterjahrgängen.

4. Forschungsstand zu Kinderlosigkeit

Welche Befunde gibt es in der bestehenden Forschungsliteratur zu den Einflussfaktoren auf die (ausbleibende) Familiengründung und zu den Gründen für den Anstieg dauerhafter Kinderlosigkeit? Während über die Kinderlosigkeit von Männern wenig bekannt ist, ist Kinderlosigkeit bei Frauen ein vergleichsweise gut erforschtes Themengebiet. Das gilt auch für die Einflussfaktoren auf die Familiengründung, die zugleich Ursachen der Kinderlosigkeit darstellen. Dabei erweisen sich diverse soziodemografische und kulturelle Determinanten als aufschlussreich.

Eine zentrale Voraussetzung für die Beschäftigung mit der Kinderfrage ist die Existenz einer Partnerschaft (Eckhard 2006). Der Institutionalisierungsgrad der partnerschaftlichen Beziehung wirkt generell positiv auf die Wahrscheinlichkeit einer Familiengründung (Dorbritz 2009). Dabei wird das erste Kind in den neuen Bundesländern am häufigsten in der nichtehelichen Lebensgemeinschaft geboren, während in den alten Bundesländern verheiratete Frauen die höchste Chance haben, Mutter zu werden (Kreyenfeld et al. 2009; Kreyenfeld et al. 2011).

Relevant sind außerdem Faktoren im Kontext von Bildung und Beruf, wobei die Berufsorientierung von Frauen eine Familiengründung negativ und die gesicherte ökonomische Existenzgrundlage sie positiv beeinflusst. Höhere Bildungsniveaus und längere Bildungsbeteiligungen wirken sich negativ auf die Bereitschaft von Frauen aus, eine Familie zu gründen (Skirbekk 2008; Kreyenfeld 2008; Schaeper et al. 2013). Die berufliche Etablierung fördert dagegen den Übergang zur Elternschaft – sowohl bei Männern (Tölke/Diewald 2003) als auch bei Frauen (Kreyenfeld 2008). Individuelle Erfahrungen der Unsicherheit am Arbeitsmarkt begünstigen die Wahrscheinlichkeit, kinderlos zu bleiben (Brose 2008; Blossfeld et al. 2005). Dieser Zusammenhang ist jedoch bei Frauen abhängig von Bildung (Kreyenfeld 2008) und Herkunftsregion (Ost- oder Westdeutschland) (Kreyenfeld et al. 2009). Bei beruflichen Unsicherheiten schieben höher gebildete Frauen die Familiengründung auf, während niedriger gebildete zur Familiengründung neigen.

Je urbaner der Wohnort, desto höher ist die Kinderlosigkeit. Dieser Zusammenhang wird verstärkt bei Frauen, die in einer Großstadt wohnen und einen akademischen Abschluss haben, wie Interaktionseffekte belegen (Bujard 2015). Das lässt sich dadurch erklären, dass bei diesen Frauen die Optionen bezüglich Karriere, Freizeit und Partnerschaft besonders groß sind und Kinderlosigkeit in diesem Milieu kulturell akzeptiert wird.

Normen und Leitbilder spielen ebenfalls eine wichtige Rolle bei der Entscheidung zur Familiengründung (Ruckdeschel 2009; Rossier et al. 2011; Arranz Becker et al. 2010). Das Leitbild der „guten Mutter“, die ihrem Kind die beste Fürsorge bieten kann und sich aufopferungsvoll um ihre Kinder kümmert, verschärft den Konflikt zwischen Familie und Arbeit und erhöht die Opportunitätskosten der Familiengründung (Ruckdeschel 2015). Die Studie des BiB zu Familienleitbildern lässt zwei Leitbilder erkennen, die Kinderlosigkeit begründen: Das „Leitbild der risikovermeidenden Kinderlosigkeit“ begünstigt die Entscheidung gegen Kinder, weil Paare fürchten, den Herausforderungen einer Elternschaft nicht gewachsen zu sein; das „Leitbild der autonomiebetonten Kinderlosigkeit“ tut dies, weil Paare fürchten, durch Kinder in ihrer Lebensgestaltung zu stark eingeschränkt zu werden (Dorbritz/Diabatè 2015). Die gleiche Studie berichtet außerdem über eine sehr hohe soziale Akzeptanz von Kinderlosigkeit in Deutschland. Kinderlose sind im Vergleich zu Eltern egalitärer eingestellt, weniger religiös und haben weniger religiöse Partner (Tanturri/Mencarini 2008).

Ein weiterer Forschungsstrang beschäftigt sich mit den Entwicklungen im Lebenslauf, die zu einer dauerhaften Kinderlosigkeit führen bzw. mit den Wegen in die Kinderlosigkeit. Mynarska et al. (2013) finden heraus, dass kinderlose Frauen im Vergleich zu Müttern länger im Ausbildungssystem verbleiben und längere Zeit keinen Partner haben. Ein möglicher Weg in die Kinderlosigkeit beginnt also mit einer qualifizierten Ausbildung und einer Karriereoption, für die Familienpläne aufgeschoben werden (Burkart 1994). Generell sind die Lebenswege von Kinderlosen im Vergleich zu denen von Eltern durch ein späteres Timing des Auszugs aus dem Elternhaus, des Bildungsabschlusses und der Heirat gekennzeichnet. Kinderlose kommen häufiger aus kleinen Familien, haben häufiger Erfahrung in nichtehelichen Lebensgemeinschaften, bauen vergleichsweise spät im Lebenslauf eine ernsthafte Partnerschaft auf und haben einen schwie-



rigeren und mit Unsicherheiten behafteten Berufsstart (Tanturri/Mencarini 2008).

5. Forschungsstand zu Kinderreichtum

Welche Befunde gibt es in der bestehenden Forschungsliteratur zu den Einflussfaktoren auf die (ausbleibende) dritte Geburt und zu den Gründen für den Rückgang von Kinderreichtum? Während Kinderlosigkeit und ihre Ursachen ein noch vergleichsweise gut erforschtes Themengebiet darstellen, wird das Thema Kinderreichtum stark vernachlässigt. Dementsprechend liegen nur wenige Befunde vor. Ein kleiner Forschungsstrang beschäftigt sich teils quantitativ, teils qualitativ mit den Determinanten des Übergangs zum dritten Kind, also mit den Ursachen für Kinderreichtum (vgl. z.B. Balbo/Mills 2011; Rille-Pfeiffer et al. 2009; Bruchholz et al. 2002). Dabei erweisen sich verschiedene Faktoren als einflussreich, die sich überwiegend zwei Kontexten zuordnen lassen: zum einen der Familienbiografie und zum anderen den subjektiven Wertvorstellungen.

Der Einfluss der Familienbiografie lässt sich derart zusammenfassen, dass eine dritte Geburt umso wahrscheinlicher wird, je früher im Lebenslauf die Voraussetzungen für eine Familiengründung und -erweiterung geschaffen sind. Vor allem wirkt es sich positiv aus, wenn die einer dritten Geburt typischerweise oder notwendigerweise biografisch vorausgehenden Lebensereignisse in jüngeren Jahren und in kurzen zeitlichen Abständen zueinander erfolgen: Dies betrifft beispielsweise den Auszug aus dem Elternhaus, die Partnerfindung, die Eheschließung, die Familiengründung und die zweite Geburt (Keddi et al. 2010; Bien/Marbach 2007). Im Umkehrschluss ließe sich mutmaßen: Eine wesentliche Ursache für *ausbleibenden* Kinderreichtum liegt darin, dass der Prozess der Familiengründung und -erweiterung zu spät begonnen wird bzw. zu langsam voranschreitet und schließlich an der biologischen Altersgrenze scheitert.

Daneben ist aber auch die *qualitative* Entwicklung der Familienbiografie von Bedeutung. So erweist es sich beispielsweise als positiv für die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt, wenn die eigene Partnerschaft als sehr stabil eingeschätzt wird (Keddi et al. 2010; Rille-Pfeiffer et al. 2009). Aber auch eine Wiederverheiratung – also das „Scheitern“ einer vorangegangenen Partnerschaft – erhöht die Wahrscheinlichkeit für Kinderreichtum (Alich 2004). Ausschlaggebend dabei dürfte der Wunsch sein,

trotz bereits vorhandener Kinder, die man in die neue Ehe mitbringt, auch mit dem neuen, aktuellen Partner ein gemeinsames Kind zu haben. Ein weiterer Einfluss der Familienbiografie, der Kinderreichtum wahrscheinlicher macht, liegt in der Geschlechterkonstellation der ersten beiden geborenen Kinder: Haben sie das gleiche Geschlecht, so folgt mit höherer Wahrscheinlichkeit noch eine dritte Geburt, weil viele Eltern sich sowohl Mädchen als auch Jungen wünschen (Eggen/Rupp 2006; Kravdal 1990).

Einflüsse der eigenen Herkunftsfamilie könnte man thematisch ebenfalls dem Kontext Familienbiografie zuordnen. Sie spielen aber wahrscheinlich vor allem deshalb eine Rolle, weil sie die Einstellungen und Lebensentwürfe der Menschen prägen. Daher sollen sie hier dem Kontext der subjektiven Wertvorstellungen zugeordnet werden. Dazu ist zu zählen, dass eine große Geschwisterzahl – also das Beispiel von Kinderreichtum aus der eigenen Herkunftsfamilie – die Chance erhöht, selbst viele Kinder zu haben (Rille-Pfeiffer et al. 2009; Bien/Marbach 2007). Einen unmittelbaren Einfluss auf die Parität haben selbstverständlich die Lebensentwürfe und Kinderwünsche: Wer bereits kurz nach der Heirat einer Familiengründung offen gegenübersteht (Rupp 2006) und für wen die Vorstellung eigener Kinder besonders positiv besetzt ist (Rille-Pfeiffer et al. 2009), hat eine größere Chance, drei oder mehr Kinder zu bekommen. Positiv scheint sich auch eine traditionellere Vorstellung von Familie auszuwirken, was sich beispielsweise an der Akzeptanz einer komplementären Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann bemessen lässt (Rupp 2006). Damit im Zusammenhang stehen dürften die Befunde, dass Paare mit Migrationshintergrund (Eggen/Rupp 2006) sowie religiöse Menschen (Bien/Marbach 2007) häufiger kinderreich sind.

6. Theoretische Erklärungen von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum

Wie lässt sich also der Anstieg von Kinderlosigkeit erklären? Wie der Rückgang von Kinderreichtum? Welche Ansätze finden sich dazu in den sozialwissenschaftlichen Theorien? Eine Sichtung der etablierten Erklärungsansätze zeigt, dass es zwar sehr viele Ansätze gibt, die beanspruchen, Geburtenentscheidungen und den gesellschaftlichen Geburtenrückgang zu erklären. Darunter ist aber kaum einer, der expliziert, inwieweit er alle Pa-



ritäten gleichermaßen oder vorzugsweise bestimmte Paritäten begreiflich macht, etwa den Übergang zum ersten oder den zum dritten Kind. Dennoch erscheinen die meisten Argumente unterschiedlich plausibel, je nachdem, ob sie auf das Ausbleiben einer Familiengründung oder auf das Ausbleiben einer dritten Geburt bezogen werden.

Das Ausbleiben einer Familiengründung und der Anstieg dauerhafter Kinderlosigkeit lassen sich beispielsweise durch einen kulturellen Wandel erklären, der für die späten 1960er Jahre beschrieben wird. Die Theorie des zweiten demografischen Übergangs (Lesthaeghe 1983; van de Kaa 1987) unterstellt einen Wertewandel; andere Autoren sprechen von einem Individualisierungsschub (Hoffmann-Nowotny 1988; Beck 1986). In beiden Fällen führt der Wandel dazu, dass Lebensentwürfe vielfältiger werden und sich stärker an individueller Selbstverwirklichung orientieren. Im Zuge dessen wird die Familiengründung von einer Selbstverständlichkeit zur biografischen Option. Ähnlich argumentiert der rollentheoretische Ansatz Scanzonis (Scanzoni/McMurry 1972): Die Rolle der Frau wandelt sich und definiert sich nicht mehr notwendigerweise darüber, Mutter zu sein. Argumente zum Verständnis, dass Menschen kinderlos bleiben, liefert außerdem der Humankapital-Ansatz, demzufolge die Opportunitätskosten von Elternschaft in dem Maße steigen, in dem Frauen höhere Bildungsabschlüsse erzielen und mehr Geld auf dem Arbeitsmarkt verdienen können – solange sie ihre Erwerbsarbeit nicht aufgrund einer Elternschaft unterbrechen oder reduzieren (Becker 1991; Becker/Lewis 1973).

Das Ausbleiben einer dritten Geburt und der Rückgang von Kinderreichtum lassen sich beispielsweise mit dem „Value of Children“-Ansatz erklären (Nauck 2001; Hoffman/Hoffman 1973). Demzufolge sind die Gründe, die dafür sprechen, Kinder zu haben, heute seltener ökonomisch-utilitaristisch – Kinder werden selten noch als Arbeitskraft im eigenen Betrieb oder als Alterssicherung gebraucht. Stattdessen sind sie psychologisch-affektiver Natur – Kinder machen Freude. Dieser „Nutzen“ eines Kindes stellt sich aber bereits mit den ersten beiden Kindern ein und lässt sich durch eine dritte Geburt kaum noch steigern. Eine weitere Erklärung liefert der Ansatz der „Substitution von Quantität durch Qualität“ (Becker 1991): Je eher Eltern in die „Qualität“ von Kindern (etwa in eine gute Ausbildung) investieren, desto weniger kön-

nen sie für eine große Kinderzahl aufwenden. Es lassen sich zwei weitere Argumente anführen, die bislang von keinem Theorieansatz systematisch ausgearbeitet wurden: Zum einen wird eine zunehmende Konzentration der als ideal empfundenen Kinderzahl um die Zahl Zwei festgestellt: Es scheint sich eine Zwei-Kind-Norm zu verfestigen, an der sich Menschen in ihrer Familienplanung orientieren (Sobotka/Beaujouan 2014; Dorbritz/Ruckdeschel 2015). Zum anderen gibt es eine latente Diskriminierung von Kinderreichtum, der mit dem Attribut „asozial“ assoziiert wird (Diabaté et al. 2015; Eggen/Rupp 2006).

Einer der wenigen Erklärungsansätze, der für den Anstieg von Kinderlosigkeit und den Rückgang von Kinderreichtum gleichermaßen Plausibilität beanspruchen kann, ist der Aufschub der Familiengründungs- und erweiterungsphase im Lebenslauf. Der Aufschub bedeutet – bedingt durch eine kaum verschiebbare biologische obere Altersgrenze – auch eine Verkürzung des Zeitfensters, in dem sich Kinderwünsche realisieren lassen, so dass es leichter dazu kommen kann, dass die Realisierung scheitert. Der Aufschub wird durch verlängerte Ausbildungszeiten und erschwerte Berufseinstiege verursacht und führt zu einer „Rushhour des Lebens“, in der mehrere zentrale Lebensereignisse in kurzer Zeit bewältigt werden müssen (Bertram et al. 2011; Bittman/Wajcman 2000).

7. Fazit

Die hier angestellten Überlegungen revolutionieren die Fertilitätsforschung nicht. Aber die Differenzierung der Geburtenrate ermöglicht in verschiedener Hinsicht ein tieferes Verständnis des Geburtengeschehens in Deutschland. Die Betrachtung der einzelnen Paritäten liefert zunächst eine genauere Beschreibung des Geburtenrückgangs. Mit ihrer Hilfe wird deutlich, dass das Absinken der Geburtenrate zum einen mit einer zunehmenden dauerhaften Kinderlosigkeit und zum anderen mit einem Rückgang von Kinderreichtum im Sinne von drei oder mehr Geburten einhergeht. Die Häufigkeit, mit der zwei Kinder geboren werden, verändert sich hingegen kaum. Deutlich wird außerdem, dass die beiden Teilprozesse zeitlich nicht ganz synchron ablaufen. Betrachtet man die Geburtsjahrgänge, innerhalb derer sich der Geburtenrückgang vollzieht, (etwa die Jahrgänge 1935 bis 1970), so unterscheiden sich die älteren Jahrgänge un-



tereinander vor allem in ihrem sinkenden Anteil von Kinderreichtum und die jüngeren in erster Linie in ihrem steigenden Anteil von Kinderlosigkeit.

Diese Differenzierung bietet gleichzeitig Ansätze für eine genauere Erklärung des Geburtengeschehens. Der erste Teilprozess – der Rückgang der dritten und höheren Geburten – lässt sich wahrscheinlich vor allem kulturell erklären: In einer Zeit, in der Kinder nicht mehr Arbeitskraft und Altersvorsorge, sondern „nur noch“ emotionale Bereicherung sind, erscheint eine kleine Kinderzahl angemessener. Diese Ansicht verfestigt sich kulturell in Form einer Zwei-Kind-Norm und einer latenten Stigmatisierung von Kinderreichtum. Der zweite Teilprozess – der Anstieg der Kinderlosigkeit – lässt sich vor allem durch individuelle Autonomiebedürfnisse, eine erhöhte weibliche Erwerbsbeteiligung sowie durch die daraus resultierenden Vereinbarkeitsprobleme erklären. Beide Phänomene werden außerdem durch längere Ausbildungszeiten begünstigt. Nachdem die beiden Teilprozesse nicht synchron verlaufen, muss angenommen werden, dass die verschiedenen Geburtsjahrgänge den einzelnen genannten Einflussfaktoren in unterschiedlichem Ausmaß ausgesetzt waren: Der Geburtenrückgang dürfte in seiner Frühphase vor allem durch einen Wandel kultureller Vorstellungen zur idealen Kinderzahl angetrieben worden sein und in seinem späteren Verlauf vor allem durch Individualisierung, Frauenemanzipation und aufkommende Vereinbarkeitsprobleme zwischen Beruf und Familie.

Relevanz besitzt das Thema zudem familienpolitisch: In der Debatte, wie sich die Geburtenrate in Deutschland näher an ein skandinavisches oder französisches Niveau heben ließe, gehen die meisten Überlegungen bislang von der Frage aus, wie man Paaren mit einem Kinderwunsch die Familiengründung ermöglicht. Mindestens ebenso relevant ist die Frage, warum nicht mehr Paare ein drittes (oder viertes) Kind bekommen.

Literatur

- Alich, David (2004): Das dritte Kind: ein Vergleich zwischen Deutschland und Norwegen. Universität Rostock, Rostock. Lehrstuhl für Soziologie mit Schwerpunkt Bevölkerungs- und Familiensoziologie. http://www.demogr.mpg.de/publications/files/1893_1113579023_1_Full%20Text.pdf, 09.03.2015.
- Arránz Becker, Oliver; Lois, Daniel; Nauck, Bernhard (2010): Unterschiede in den Fertilitätsmustern zwischen ost- und westdeutschen Frauen. Differenzierung der Rollen des kulturellen Hintergrunds und des Transformationsprozesses. In: *Comparative Population Studies* 35,1: 35–64.
- Balbo, Nicoletta; Mills, Melinda (2011): The effects of social capital and social pressure on the intention to have a second or third child in France, Germany, and Bulgaria, 2004-05. In: *Population Studies: A Journal of Demography*, 65,3: 335–351.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Becker, Gary S. (1991): *A Treatise on the Family*. Enlarged Edition. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Becker, Gary S.; Lewis, H. Gregg (1973): On the Interaction between the Quantity and Quality of Children. In: *Journal of Political Economy*, 81, 2 Part 2: 279–288.
- Bertram, Hans; Bujard, Martin; Rösler, Wiebke (2011): Rushhour des Lebens: Geburtenaufschub, Einkommensverläufe und familienpolitische Perspektiven. In: *Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie*, 8 (2): 91–99.
- Bien, Walter; Marbach, Jan (2007): *Mehrkindfamilien. Erkenntnisse aus den Daten des Familiensurvey – Wellen 1988, 1994 und 2004*. München: DJI.
- Bittman, Michael; Wajcman, Judy (2000): The Rush Hour: The Character of Leisure Time and Gender Equity. In: *Social Forces*, 79,1: 165–189.
- Blossfeld, Hans-Peter et al. (Hrsg.) (2005): *Globalization, Uncertainty and Youth in Society*. London: Routledge.
- Brose, Nicole (2008): Entscheidung unter Unsicherheit – Familiengründung und -erweiterung im Erwerbsverlauf. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 60,1: 34–56.
- Bruchholz, Roswitha; Fügemann, Christiane; Minsel, Wolf-Rüdiger (2002): Der Übergang zur Drei-Kind-Familie. Eine Befragung von Müttern zu Motivation, Veränderungen, Anforderungen und Bewältigung. In: *systema* 16,1: 24–49.
- Bujard, Martin (2015): Kinderlosigkeit in Deutschland: Wie interagieren Bildung, Wohnort, Migrationshintergrund, Erwerbstätigkeit und Kohorte? In: *Zeitschrift für Familienforschung* 27, 3: 270–296.



- Bujard, Martin; Lück, Detlev (2015): Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Gründe und Daten für eine paritäts-spezifische Fertilitätsforschung. Einführung in das Schwerpunktthema. In: Zeitschrift für Familienforschung 27, 3: 255–269.
- Burkart, Günter (1994): Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart: Enke.
- Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin; Dorbritz, Jürgen; Lux, Linda (2015): Familie XXL: Leitbild Kinderreichtum? In: Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland, Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Band 48. Opladen: Barbara Budrich: 171–190.
- Dorbritz, Jürgen (2009): Bilokale Paarbeziehungen – die Bedeutung und Vielfalt einer Lebensform. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 34,1–2: 31–56.
- Dorbritz, Jürgen; Ruckdeschel, Kerstin (2015): Heirat, Haus, Kinder? Leitbilder der Familiengründung und Familienerweiterung. In: Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung Band 48. Opladen: Barbara Budrich: 133–154.
- Eckhard, Jan (2006): Kinderlosigkeit durch Partnerlosigkeit. Der Wandel der Partnerschaftsbiographien und Zusammenhänge mit der Geburtenentwicklung. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 31,1: 105–126.
- Eggen, Bernd; Rupp, Marina (Hrsg.) (2006): Kinderreiche Familien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hoffman, Lois W; Hoffman, Martin L. (1973): The Value of Children to Parents. In: Fawcett, James. T. (Hrsg.): Psychological Perspectives on Population. New York: Basic Books: 19–76.
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1988): Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 13, 1988: 3–13.
- Keddi, Barbara; Zerle, Claudia; Lange, Andreas (2010): Der Alltag von Mehrkinderfamilien – Ressourcen und Bedarfe. München: Deutsches Jugendinstitut. http://www.dji.de/bibs/Bericht_Mehrkinderfamilien_21-01-2010.pdf, 09.03.2015.
- Kravdal, Øystein (1990): Who Has a Third Child in Contemporary Norway? A Register-Based Examination of Sociodemographic Determinants. Rapport fra Statistisk Sentralbyrå 90,6.
- Kreyenfeld, Michaela (2008): Ökonomische Unsicherheit und der Aufschub der Familiengründung. In: Szydlik, Marc (Hrsg.): Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie. Wiesbaden: VS: 232–255.
- Kreyenfeld, Michaela; Konietzka, Dirk; Walke, Rainer (2011): Dynamik und Determinanten nichtehelicher Mutterschaft in Ost- und Westdeutschland. In: Brüderl, Josef; Castiglioni, Laura; Schumann, Nina (Hrsg.): Partnerschaft, Fertilität und intergenerationale Beziehungen: Ergebnisse der ersten Welle des Beziehungs- und Familienpanels. Würzburg: Ergon: 155–174.
- Kreyenfeld, Michaela; Schmidtke, Kerstin; Zühlke, Sylvia (2009): Eignet sich das Mikrozensus-Panel für familiensoziologische Fragestellungen? Untersuchung am Beispiel der Frage nach den ökonomischen Determinanten der Familiengründung. In: Zeitschrift für Familienforschung 21,3: 264–285.
- Lesthaeghe, Ron (1983): A Century of Demographic and Cultural Change in Western Europe: An Exploration of Underlying Dimensions. In: Population and Development Review 9: 411–435.
- Mynarska, Monika et al. (2013): Diverse Paths into Childlessness over the Life Course. Population Association of America 2013 Annual Meeting.
- Nauck, Bernhard (2001): Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 53,3: 407–435.
- Rille-Pfeiffer, Christiane; Kaindl, Markus; Klepp, Doris; Fröhlich, Elisabeth (2009): Der Übergang zur Dreikindfamilie. Eine qualitative Untersuchung von Paaren mit zwei und drei Kindern. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.
- Rossier, Clémentine; Brachet, Sara; Salles, Anne (2011): Family policies, norms about gender roles and fertility decisions in France and Germany. In: Vienna Yearbook of Population Research 9: 259–282.
- Ruckdeschel, Kerstin (2009): Rabenmutter contra Mère Poule. Kinderwunsch und Mutterbild im deutsch-fran-



- zösischen Vergleich. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 34,1/2: 105–134.
- Ruckdeschel, Kerstin (2015): Verantwortete Elternschaft: „Für die Kinder nur das Beste“. In: Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Band 48. Opladen: Barbara Budrich: 191–206.
- Rupp, Marina (2006): Die Lebenssituation kinderreicher Familien und sozialpolitische Herausforderungen. In: Althammer, Jörg; Klammer, Ute (Hrsg.): Ehe und Familie in der Steuerrechts- und Sozialordnung (Tagungsband). Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Scanzoni, John H.; McMurry, Martha (1972): Continuities in the explanation of fertility control. In: *Journal of Marriage and the Family* 34,2: 315–322.
- Schaeper, Hildegard; Grotheer, Michael; Brandt, Gesche (2013): Familiengründung von Hochschulabsolventinnen. Eine empirische Untersuchung verschiedener Examenskohorten. In: Konietzka, Dirk; Kreyenfeld, Michaela (Hrsg.): Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland. Wiesbaden: VS: 47–80.
- Skirbekk, Vegard (2008): Fertility trends by social status. In: *Demographic Research* 18: 145–180.
- Sobotka, Tomáš; Beaujouan, Éva (2014): Two is best? The persistence of a two-child family ideal in Europe. In: *Population and Development Review* 40(3): 391–419. Open Access. Online version.
- Stock, Günter; Bertram, Hans; Fürnkranz-Prskawetz, Alexia; Holzgreve, Wolfgang; Kohli, Martin; Staudinger, Ursula (Hrsg.) (2012): *Zukunft mit Kindern*, Frankfurt: Campus.
- Tanturri, Maria Letizia; Mencarini, Letizia (2008): Childless or Childfree? Paths to Voluntary Childlessness in Italy. In: *Population and Development Review* 34,1: 51–77.
- Tölke, Angelika, Diewald, Martin (2003): Insecurities in employment and occupational careers and their impact on the transition to fatherhood in western Germany. In: *Demographic Research* 9,3: 41–68.
- Van de Kaa, Dirk J. (1987): Europe's Second Demographic Transition. In: *Population Bulletin* 42. Washington DC: Population Reference Bureau.



Martin Bujard; Ralina Panova (beide BiB)¹

Zwei Varianten der Rushhour des Lebens:

Lebensentscheidungen bei Akademiker/innen und Zeitbelastung bei Familien mit kleinen Kindern

Der Ausdruck **Rushhour des Lebens** wird für **Zeitabschnitte in der mittleren Phase des Lebens verwendet, in denen mehrere und konkurrierende Aufgaben eine große Herausforderung darstellen. Die Arbeitsbelastung ist durch die Kombination von Beruf und Familie dauerhaft hoch. Auch gibt es Zeiten, in denen gehäuft zentrale Lebensentscheidungen getroffen werden müssen. Derartige Phasen kennt fast jeder aus seinem eigenen Leben. Dort setzt dieser Beitrag an und beschreibt anhand neuer Zeitbudgetdaten eine Phase im Lebensverlauf – das Alter von etwa 25-45 Jahren – , in der für viele Menschen eine exorbitante Arbeitsbelastung und eine Häufung wichtiger Entscheidungen zu Beruf, Wohnort, Partnerwahl, Heirat oder Kindern auftreten.**

1. Zwei Dimensionen der Rushhour des Lebens

Die Metapher Rushhour im Kontext von Lebensphasen ist griffig und ein Stück weit selbsterklärend. Sie wurde durch den Siebten Familienbericht (Deutscher Bundestag 2006) popularisiert und hat sich in der Familienpolitik ebenso wie in der Familienforschung Deutschlands etabliert. In der internationalen Literatur wurde der Begriff „Rush Hour“ erstmals von Michael Bittman und Judy Wajcman (2000) aufgegriffen, allerdings nur in der Überschrift und mit einer etwas anderen Bedeutung. Tatsächlich wird der Begriff Rushhour des Lebens implizit oft unterschiedlich verwendet. Dabei lassen sich zwei Varianten der Rushhour identifizieren, die unterschiedliche Gruppen, Lebensphasen und Überlastungsmechanismen betreffen. Daher schlagen wir eine Differenzierung zwischen zwei Phänomenen vor:

- die Rushhour von Lebensentscheidungen und
- die Rushhour im Familienzyklus.

Rushhour von Lebensentscheidungen

Dieses Phänomen betrifft vor allem Akademiker. Innerhalb einer kurzen Zeitspanne von 5 bis 7 Jahren erfolgen oft gleichzeitig Entscheidungen zu Berufseinstieg

und Karriereaufbau sowie zu gemeinsamem Haushalt, Ehe und Familiengründung. Diese Ballung biografischer Ereignisse liegt daran, dass sie aufgrund von langen Studienzeiten, Auslandsaufenthalten, Praktika und einem längeren Prozess des Berufseinstiegs und der Karrieretablierung die Familienplanung in spätere Jahre verschieben. Diese bekommt also später im Lebenslauf eine Priorität als bei Menschen, die bereits mit Anfang 20 ihre ökonomische Selbstständigkeit erreichen. Zudem wird die Familienplanung durch die Zunahme unsicherer Beschäftigungsverhältnisse, Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen des Arbeitsmarktes erschwert. Gleichzeitig bleibt die Fruchtbarkeit der Frauen weitestgehend konstant. Der späte Berufseinstieg von Akademikerinnen nähert sich der biografischen Grenze der Fruchtbarkeit. Das Zeitfenster für das Kinderkriegen wird kleiner und damit entsteht auch ein latenter Druck, weil die anderen biografischen Schritte wie Berufseinstieg, berufliche Etablierung, Partnerwahl und gemeinsame Wohnung innerhalb einer sehr kurzen Zeitspanne erfolgen müssen. Hier sind Entscheidungen notwendig, die oft miteinander zusammenhängen, konkurrieren und dazu meistens zwei Personen betreffen.

Rushhour im Familienzyklus

In der Phase mit kleinen Kindern ist die Belastung von Berufsarbeit und Familienarbeit heutzutage besonders intensiv. Dies zeigt sich quantitativ in der beruflichen und familialen Arbeitszeit sowie in Konflikten, beiden Lebensbereichen gerecht zu werden. Die gesamte Arbeitsbelastung kann man dadurch erfassen, indem man die beruflichen Arbeitsstunden und die Zeit für Hausarbeit und Kinderfürsorge addiert. Ältere Zeitbudgetstudien zeigen, dass diese Gesamtarbeitszeit pro Woche bei Müttern von Kindern unter drei Jahren sehr hoch ist (Deutscher Bundestag 2006). Entgegen mancher These in Massenmedien sind Väter, die mit ihren Kindern zusammen im Haushalt leben, genauso davon betroffen (Bujard/Schwebel 2015). Diese Arbeitsintensität nimmt mit zunehmendem Alter der Kinder ab. Ohne Kinder, bzw. ohne mit Kindern im Haushalt zu leben, ist die Gesamtarbeitszeit deutlich geringer. Auch heute noch überneh-

¹ Dieser Artikel basiert in Teilen auf einem Beitrag der Autoren, der im Dossier Familienpolitik der BpB erschienen ist. Online unter: <http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/familienpolitik/197927/rushhour-des-lebens>



men Mütter meistens den größten Teil der Haus- und Fürsorgearbeit, dazu sind viele erwerbstätig. Die meisten Väter beteiligen sich heute mehr als früher an der Hausarbeit, dazu arbeiten sie beruflich mehr als gleichaltrige Männer ohne Kinder. Im Folgenden werden beide Konzepte der Rushhour des Lebens anhand empirischer Daten beschrieben und ihre Mechanismen erklärt. Anschließend werden gesellschaftliche und politische Optionen diskutiert, die helfen können, die Rushhour des Lebens zu entzerren.

2. Die Rushhour von Lebensentscheidungen

Ein neues Phänomen

Die Rushhour der Lebensentscheidungen ist ein historisch neues Phänomen, das vereinzelt seit den 1960er Jahren auftauchte und Anfang des 21. Jahrhunderts für über ein Viertel der entsprechenden Altersgruppe virulent ist, wenn man es an der tertiären Bildung festmacht. Das Phänomen ist von zwei Antriebskräften geprägt: dem durch die Bildungsexpansion vorangetriebenen Übergang vom Einverdiener- zum Zweiverdienermodell und dem Aufkommen der wissensbasierten Arbeitsplätze. Durch das Zweiverdienermodell müssen die beruflichen Pläne beider Partner räumlich und zeitlich synchronisiert werden, was weitaus komplizierter ist als im Brotverdiener-Hausfrau-Modell, in dem der Mann seiner Karriere und die Frau der Familienplanung nachgingen. In modernen, wissensbasierten Volkswirtschaften verlängert sich die Ausbildung und gelingt der Berufseinstieg für Akademiker immer später. Dazu kommt, dass die Gruppe der Akademiker kontinuierlich ansteigt.

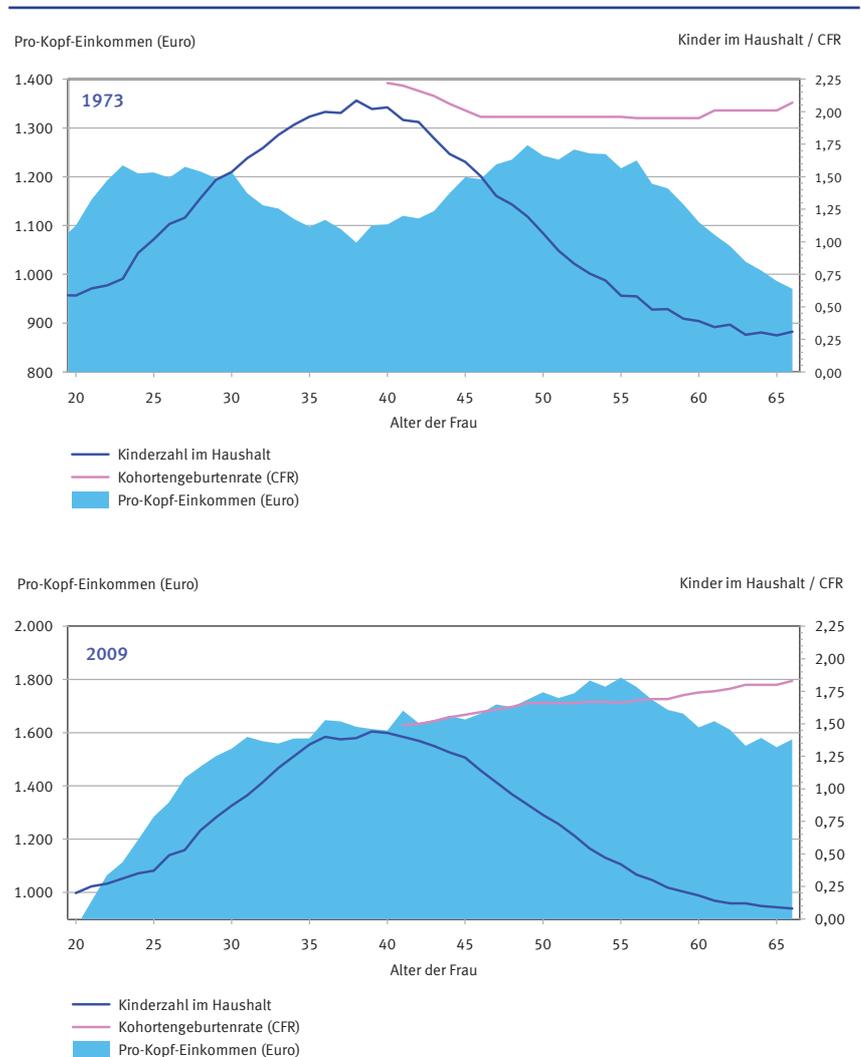
Freilich gibt es auch Nichtakademiker, die in verengte Lebensentscheidungskorridore kommen und Akademiker, deren Lebensplanung entzerrt ist; im Kern bleibt es jedoch ein Problem von Hochgebildeten. Laut Mikrozen-

sus hatten im Jahr 2009 24,7 % der Frauen und 32,2 % der Männer im Alter von 35-44 Jahren einen tertiären Abschluss. Diese Bildungsabschlüsse umfassen sowohl Fachschulabschluss und Meister als auch Hochschulabschluss. Besonders intensiv ist die Rushhour bei Frauen mit Hochschulabschluss, deren Anteil 16,1 % beträgt.

Das spätere Ankommen...

Die Ausbildung ist anspruchsvoller geworden und entsprechend hat sich die Ausbildungsphase verlängert. Dadurch verschiebt sich für eine größere Gruppe junger Erwachsener der Berufseinstieg weiter nach hinten im Lebensverlauf. Das deutsche Ausbildungssystem, insbe-

Abb. 1: Haushaltseinkommen von Frauen im Lebensverlauf 1973 und 2009



Quelle: Bujard 2012.

© BiB 2016

Anmerkungen: Als Pro-Kopf-Einkommen wird das Nettoäquivalenzeinkommen bezogen auf den Haushalt verwendet, das nach neuer OECD-Skala gewichtet ist. Das Pro-Kopf-Einkommen ist in Euro und inflationsbereinigt (Basisjahr 2009). Frauen, die noch bei ihren Eltern wohnen, sind nicht berücksichtigt.



sondere im akademischen Bereich, kannte bis vor kurzem keine Stufungen. Grundsätzlich war es üblich, das höchste Ausbildungsniveau zu erreichen, bevor man ins Berufssystem eintritt. Dies macht eine flexible Gestaltung der eigenen Lebenspläne im Lebenslauf äußerst schwierig. Dazu kommt, dass der Berufseinstieg in Deutschland, aber auch in vielen anderen europäischen Ländern, oft über Praktika, befristete Arbeitsverträge und Qualifizierungsstellen mehrere Jahre dauert, bis man in einem entfristeten Arbeitsverhältnis angekommen ist. Erwerbsbiografien sind fluider, die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses erzeugt erhebliche Unsicherheit. Dazu kommt bei Akademikern die späte ökonomische Selbstständigkeit, da viele erst mit Anfang 30 ein eigenes Einkommen haben, so dass ein Ansparen für die Familiengründung erschwert wird. Auch berufliche Unsicherheit und späte ökonomische Selbstständigkeit erschweren eine Entscheidungsfindung für die Gründung eines gemeinsamen Haushalts und einer Familie. Beides wird immer weiter aufgeschoben.

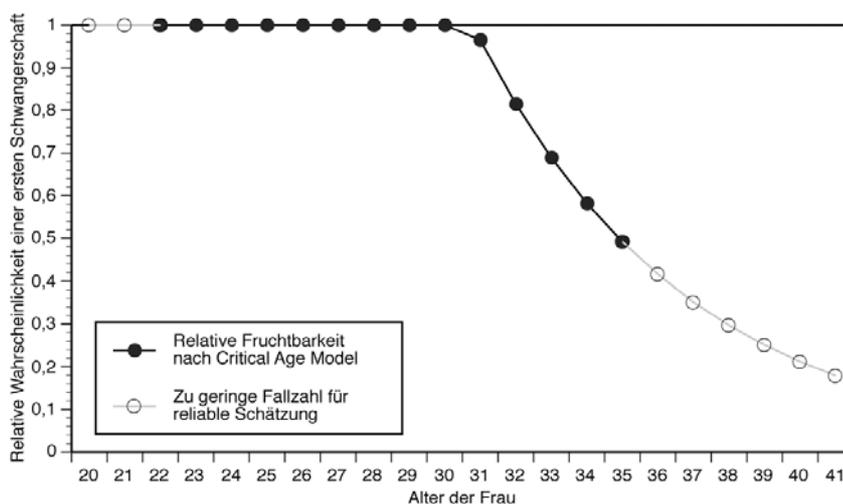
Abbildung 1 verdeutlicht anhand des Pro-Kopf-Einkommens im Lebensverlauf, dass dies nicht immer so

war: 1973 gab es bereits mit Mitte 20 ein Einkommenshoch im Vergleich zu anderen Altersgruppen, so dass die Familiengründung finanziell abgesicherter war. Im Jahr 2009 ist das Einkommen mit Mitte 50 am höchsten, während es für unter Dreißigjährige sehr gering ist. Bei Akademikern ist der Kontrast sogar noch größer.

...und die biologische Uhr

Im Kontrast zu diesem enormen gesellschaftlichen Wandel der letzten vier Jahrzehnte hat sich die biologische Seite kaum verändert. Die Fruchtbarkeit von Frauen ist in den Zwanzigern am höchsten und lässt ab dem 30. Geburtstag langsam und ab dem 35. verstärkt nach. Abbildung 2 zeigt die Fruchtbarkeitskurve im Lebenslauf von Frauen. Bemerkenswert ist, dass trotz dieses Fruchtbarkeitsverlaufes Akademikerinnen 42 % ihrer Geburten nach ihrem 35. Geburtstag haben (eigene Mikrozensusauswertungen). Dabei gelten 35 Jahre als Grenze für Risikogeburten, was Schwangeren explizit verdeutlicht wird, da es entsprechend im Mutterpass des Bundesausschusses der Ärzte und Krankenkassen gekennzeichnet ist. Der massenhafte Aufschub von Geburten in ein „Risikoalter“

Abb. 2: Fruchtbarkeit der Frau im Lebenslauf nach dem Critical Age Model



Quelle: Eigene Darstellung auf Basis des Critical Age Modells von Van Noord-Zaadstra et al. 1991.

Anmerkungen: Bei dem Modell wird die durchschnittliche Fruchtbarkeit für das Alter von 20-30 Jahren, in dem die Wahrscheinlichkeit einer Schwangerschaft konstant hoch ist, als 1 skaliert. Die Werte ab 31 Jahren zeigen die Wahrscheinlichkeit einer Schwangerschaft in Relation zu der hohen Fruchtbarkeit. Das „kritische Alter“, bei dem die Fruchtbarkeit beginnt nachzulassen, liegt demnach bei 31 Jahren. Die Werte zeigen nicht an, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, überhaupt noch ein Kind in einem bestimmten Alter zu bekommen, vielmehr handelt es sich um relative Aussagen, die sich auf einzelne Zyklen beziehen. Die Kurve bezieht sich auf die Geburt eines ersten Kindes. Die Fruchtbarkeit bei der Geburt von weiteren Kindern lässt weniger stark nach. Es wurde die Modellvariante berücksichtigt, bei der die Schwangerschaften zur Geburt eines gesunden Kindes führen.

ist genauso wie die hohe Kinderlosigkeit von 29,1 % bei westdeutschen Akademikerinnen, die in den 1960er Jahren geboren sind, ein markantes Indiz für den Entscheidungskonflikt in der Rushhour des Lebens.

Auch beim Mann bringt ein fortgeschrittenes biologisches Alter Risiken für die Schwangerschaft und das Neugeborene mit sich und stellt einen wichtigen, wenn auch nicht so ausgeprägten Einflussfaktor der Infertilität des Paares dar, insbesondere, wenn auch die Frau im fortgeschrittenen Alter (> 35 Jahre) ist (Schmidt et al. 2012; Sartorius/Nieschlag 2010). Es scheint, dass das Alter von 45 Jahren ein „turning point“ für die Fruchtbarkeit für Männer ist (Hassan/Killick 2003). Der Fruchtbarkeitsrückgang betrifft Frauen also weitaus früher im Lebensverlauf als Männer. Trotzdem sind Männer als Partner von Akademikerinnen – und das sind fast immer



ebenfalls Männer mit Hochschulabschluss – auch davon betroffen. Die biologische Option von Männern, mit einer mehr als 10 Jahre jüngeren Partnerin Kinder zu bekommen, könnte schwierig zu erreichen sein. Vor dem Hintergrund der sinkenden Fruchtbarkeit und der Partnerschaftskonstellation könnte es auch bei Männern Mitte 40 kompliziert sein, ein Kind zu bekommen.

Partnerschaft

Die Suche eines geeigneten Partners, der Aufbau eines gemeinsamen Haushalts und ggf. die Institutionalisierung der Partnerschaft sind zentrale Entscheidungspunkte in der Rushhour des Lebens. Die Existenz und die Dauer einer Partnerschaft sowie das Vorhandensein eines gemeinsamen Haushalts sind wichtige Ereignisse, die neben dem Berufseinstieg und der Karrierestabilisierung um das 30. Lebensjahr herum erfolgen. Feste Partnerschaft mit einem gemeinsamen Haushalt ist eine zentrale Voraussetzung für die Entscheidung für ein Kind (Peuckert 2008). Partnerlosigkeit und das Fehlen eines passenden Partner sind zentrale Gründe für den Aufschub der Familiengründung und tragen zum zeitlichen Druck in der Altersgruppe der 27- bis 35-Jährigen bei. Mit ansteigendem Alter werden Partnermärkte ungünstiger, die Partnersuche wird schwieriger und es entstehen häufiger Heiratsmarktengpässe. So kann zum Beispiel ein Beziehungsbruch Anfang der 30er die Rushhour extrem beschleunigen. Es bedeutet angesichts der begrenzten Fruchtbarkeit der Frau enormen Druck, vor allem wenn ein Kinderwunsch besteht. Auch bei einer festen Partnerschaft ist die Gründung eines gemeinsamen Haushaltes in Alter zwischen 27 bis 35 Jahren angesichts der besonders hohen Anforderungen aus dem Bereich der Erwerbsarbeit (z.B. Mobilität) nicht immer einfach.

Die Definition des kritischen Alters

In der Literatur sind unterschiedliche Definitionen zur genauen Altersspanne zu finden, in der die Rushhour stattfindet. Laut dem Siebten Familienbericht der Bundesregierung ist der Zeitdruck zwischen dem 27. und 35. Lebensjahr besonders groß (Deutscher Bundestag 2006). Lothaller (2008) zufolge umfasst die Rushhour des Lebens den Lebensabschnitt zwischen den Mittzwanzigern und den späten Dreißigern. Nach Bertram et al. (2011) ist der Konflikt zwischen dem Lebensziel der Familiengründung und der beruflichen Etablierung und Karriere-

entwicklung in der Altersgruppe der 25- bis 35-Jährigen besonders stark ausgeprägt. Schneider (2014) verwendet die breitere Zeitspanne von 25-45 Jahren, Buber et al. (2014) beziehen sich bei der Operationalisierung der Rushhour des Lebens auf die Altersgruppe der 27- bis 40-Jährigen.

Individuelle Lebensverläufe sind viel zu unterschiedlich und komplex, auch sind Partnerschafts- und Berufsverläufe viel zu dynamisch und unvorhersehbar, um einheitlich feste Altersspannen für die Rushhour des Lebens definieren zu können. Wir gehen von einer besonders intensiven Phase im Alter zwischen 27 und 35 Jahren und einer breiteren Phase der Rushhour des Lebens aus, die im Alter zwischen 25 und 40 eintreten kann. Dabei vermuten wir eine besondere Steigerung des Zeitdruckes um das 30. Lebensjahr, denn dann wünschen sich Hochgebildete am häufigsten ein Kind (Buber et al. 2014). Gleichzeitig gilt dieses Alter als eine symbolische Trennlinie, ab der die weibliche Fertilität zu sinken beginnt.

Sind Frauen stärker davon betroffen?

In der Literatur wird die Rushhour des Lebens oft nur auf Frauen bezogen (Bittman und Wajcman 2000). Zum einen ist das biologische Zeitfenster der Mutterschaft stärker eingeschränkt als das Zeitfenster der Vaterschaft, wodurch ein stärkerer Zeitdruck bezüglich generativer Entscheidungen bei Frauen entsteht. Zum anderen haben Frauen höhere Opportunitätskosten der Familiengründung. Meistens sind es auch heute noch Frauen, die Kinderbetreuung und -erziehung, Hausarbeit, Erwerbsarbeit und Freizeit vereinbaren müssen. Sie sind in der Rushhour des Lebens mit dem Konflikt Arbeit versus Familie intensiv konfrontiert. Oft bedeutet die Entscheidung für Familiengründung einen Verzicht auf Karriere. Fragen der Gleichstellung sind mit dem Rushhour-Phänomen eng verknüpft, entsprechend nimmt der Erste Gleichstellungsbericht (Deutscher Bundestag 2011) konsequent eine Lebensverlaufsperspektive ein. Schneider (2014) weist darauf hin, dass die Rushhour vor allem Akademikerinnen betrifft und nicht die „Lebenslage einer ganzen Generation“ beschreiben kann.

Bei Männern stellt sich dieser Konflikt hingegen nicht so brisant dar, denn es sind ja die Frauen, die sich überwiegend um Kinder kümmern. So zeigt die Studie von Buber et al. (2014), dass ein besonders hoher Umfang an Arbeitsstunden sich negativ auf den Kinderwunsch



von Frauen auswirkt, was für einen Arbeit-Familie-Konflikt spricht. Männer, die mehr als 40 Stunden in der Woche arbeiten, wünschen sich hingegen tendenziell eher ein Kind als solche, die eine 35- bis 40-Stunden-Woche haben. Die Rushhour ist dann vor allem eine Phase im Leben von Akademikerinnen, wenn die partnerschaftliche Arbeitsteilung auf dem traditionellen männlichen Alleinverdiener-Modell basiert. Je egalitärer die Partnerschaft, desto mehr ist die Rushhour auch ein Problem bei Männern. Ein Kennzeichen für die Entscheidungsbilanz bei Männern zeigt sich, wenn sie ihre beruflichen Pläne auch an der Familiengründung und denen der Partnerin orientieren.

3. Die Rushhour bei Familien mit kleinen Kindern

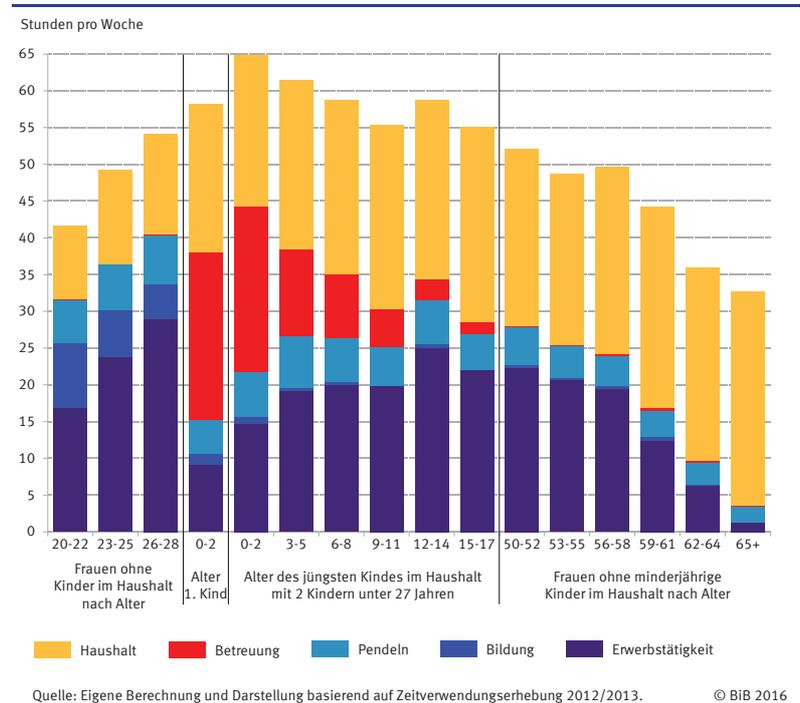
Neue Zeitbudgetstudie

Das Phänomen der Rushhour im Familienzyklus wird im Folgenden anhand der aktuellen Zeitbudgeterhebung des Statistischen Bundesamtes empirisch gezeigt. Diese Rushhour betrifft Männer und Frauen dann, wenn sie sich für Kinder entscheiden. Paare mit Kindern im Haushalt arbeiten durchschnittlich zehn Stunden mehr als Paare ohne Kinder (Statistisches Bundesamt 2015a).

Um die Rushhour im Familienzyklus im Kontext des gesamten Lebenslaufs zu zeigen, haben wir die Zeitverwendung von erwerbstätigen Frauen und Männern für Erwerbs-, Fürsorge- und Hausarbeit in einem synthetischen Lebenslauf berechnet (Abb. 3 und 4).² Dabei werden Alter und Familienzyklus so kombiniert, dass eine idealtypische Frau (ein Mann) bis 28 Jahre keine Kinder hat, mit 29 Jahren das erste Kind bekommt, mit 32 Jahren das zweite und im Alter ab 50 Jahren die Kin-

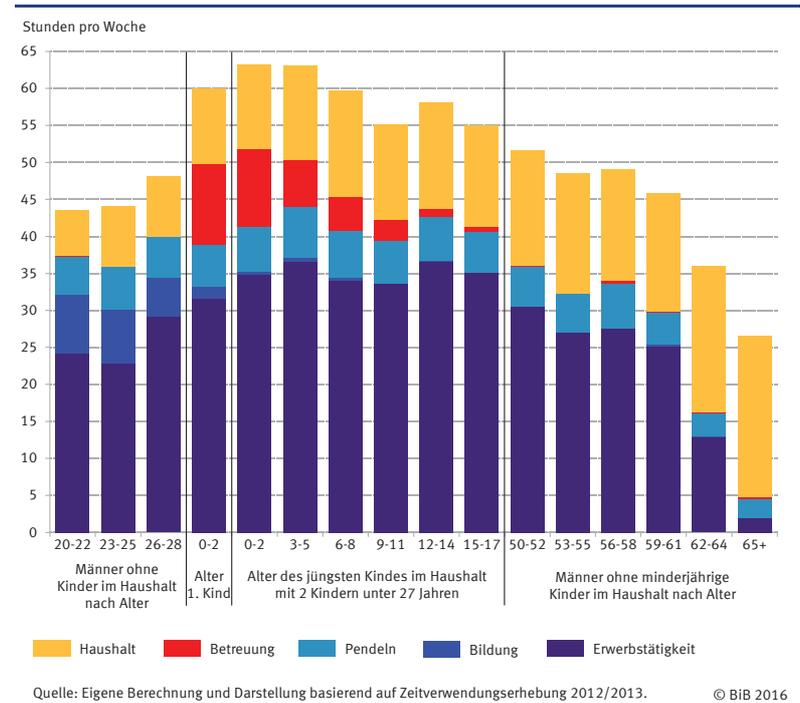
² Um Verzerrungen der Durchschnittswerte zu vermeiden, wurden nichterwerbstätige (arbeitslos, dauerhaft Hausfrau) Personen nicht berücksichtigt. Frauen und Männer in Elternzeitphasen werden dagegen berücksichtigt.

Abb. 3: Zeitverwendung eines synthetischen Lebenslaufs mit Familienbiografie: Frauen



Quelle: Eigene Berechnung und Darstellung basierend auf Zeitverwendungserhebung 2012/2013. © BiB 2016

Abb. 4: Zeitverwendung eines synthetischen Lebenslaufs mit Familienbiografie: Männer



Quelle: Eigene Berechnung und Darstellung basierend auf Zeitverwendungserhebung 2012/2013. © BiB 2016



der ausgezogen sind. Da wir aktuelle Querschnittsdaten verwenden, ist der Lebensverlauf „synthetisch“, er besteht aus vier Phasen:

1. 20-28 Jahre ohne Kinder im Haushalt (Altersprinzip);
2. Familienphase mit einem Kind unter drei Jahren (Familienzyklus);
3. Familienphase mit zwei Kindern im Haushalt, die nach dem Alter des jüngsten Kindes dargestellt werden (Familienzyklus) und
4. über 50 Jahre, ohne minderjährige Kinder im Haushalt (Altersprinzip).

Die Daten für den Familienzyklus, also Phase 2-3, beziehen sich nur auf das Alter der Kinder, das Alter der Mütter und Väter kann hierbei also auch außerhalb der Spanne von 29-49 Jahren liegen.

Die Rushhour des Lebens beginnt bei beiden Geschlechtern mit der Geburt des ersten Kindes und erreicht ihren Höhepunkt in den ersten drei Lebensjahren des zweiten Kindes. Bei Frauen beträgt die Arbeitsbelastung in dieser Phase 65 Stunden und reduziert sich erst dann auf unter 60 Stunden, wenn das jüngste Kind im Grundschulalter ist (55-59 Stunden). Die Kinder können nun lesen, sich besser selbst beschäftigen und sich auch selbstständig mit Freunden treffen. Eltern spüren dann geradezu, wie die Rushhour des Lebens nachlässt und sie altbekannte Freiheiten wiedergewinnen. Ohne Kinder liegt die Gesamtarbeitsbelastung in den untersuchten Altersgruppen deutlich niedriger, meist zwischen 40 und 50 Stunden, ab 62 Jahren darunter. Bei Männern ist die Spitzenbelastung minimal geringer, dauert jedoch länger an. Wenn das zweite Kind zwischen null und fünf Jahren ist, arbeiten Väter durchschnittlich 63 Stunden.

Bemerkenswert ist, dass die Arbeitsbelastung sich im Lebensverlauf von Menschen mit Kindern erheblich unterscheidet, jedoch bei Frauen und Männern im gesamten Verlauf ähnlich und in der Phase mit kleinen Kindern enorm hoch ist. Auch internationale Zeitbudgetstudien zeigen, dass nicht das Alter von Männern und Frauen wie bei der Ballung der Lebensentscheidungen, sondern das Alter der Kinder maßgeblich ist (u.a. Bittman und Wajcman 2000).

Väter und Mütter in der Rushhour

Diese Befunde zeigen deutlich, dass beide Geschlechter gleichermaßen von der Gesamtarbeitsbelastung betroffen sind. Nur unterscheidet sich die Aufteilung

geschlechtsspezifisch, was bei Paaren durch die Elternschaft verstärkt wird (Dechant et al. 2014). Dabei sind viele Väter mit der ungleichen Aufteilung von Berufs- und Familienarbeit ähnlich unzufrieden wie Mütter. Beide Geschlechter befinden sich oft in einem Konflikt, jedoch spiegelverkehrt: Viele Mütter, die viel Zeit mit Haus- und Fürsorgearbeit verbringen, möchten mehr beruflich arbeiten, zudem wird es gesellschaftlich zunehmend erwartet. Viele Väter, die viel Zeit mit Berufsarbeit verbringen, möchten sich mehr in der Fürsorgearbeit beteiligen, was ebenso gesellschaftlich zunehmend erwartet wird. Nicht selten empfinden Mütter und Väter trotz dieser hohen Gesamtarbeitsbelastung Druck oder gar ein schlechtes Gewissen, da sie für eine der beiden Sphären Beruf oder Familie nicht so viel Zeit verwenden können, wie sie es gerne würden. Paare, die vor der Kinderphase egalitär gelebt haben, tappen häufig in die Traditionalisierungsfalle. Sie planen nur temporär, während der Stillzeit, eine Aufteilung, bei der der Mann Vollzeit arbeitet. Diese Aufteilung verfestigt sich häufig, da der Mann oft besser verdient und die Frau Fürsorge- und Hausarbeit routinierter bewerkstelligt. Im Achten Familienbericht (Deutscher Bundestag 2012) werden Realität und Wünsche beruflicher Arbeitszeiten gegenübergestellt. Dabei zeigt sich, dass viele Frauen gerne etwas mehr und viele Männer gerne etwas weniger arbeiten möchten.

Freizeit in der Rushhour

Zu dieser erhöhten Arbeitsbelastung kommt in der Familienphase mit kleinen Kindern, dass sich das Freizeitverhalten völlig von dem ohne Kinder oder mit älteren Kindern unterscheidet. Die Grenzen zwischen Freizeit mit Kindern und „Fürsorgearbeit“ sind fließend. Bittman und Wajcman (2000) haben die Freizeittätigkeiten genauer untersucht und zwischen Erwachsenenfreizeit und kinderbezogener Freizeit differenziert. Demnach verbringen Eltern von Kindern im Alter von 0-9 Jahren nur knapp die Hälfte ihrer sowieso geringeren Freizeit als Erwachsenenfreizeit. Die Zeit für klassische Erwachsenenfreizeit liegt hier im Durchschnitt zwischen knapp 3 und knapp 10 Stunden pro Woche. Sind die Kinder älter als 10 Jahre, liegt die Zeit für Erwachsenenfreizeit bei etwa 25 Stunden bei Müttern und Vätern, also nicht mehr so weit weg von dem Freizeitvolumen von rund 40 Stunden, welches Kinderlose haben.



Während in Deutschland 19,7 % der in den 1960er Jahren und gut 21 % der um 1970 geborenen Frauen kinderlos sind (Bujard/Lück 2015), bleiben Männer dieser Generation zu 22-23 % kinderlos (Statistisches Bundesamt 2010). Jedoch lebt ein noch weitaus größerer Teil von Männern ohne Kinder. Mikrozensusauswertungen zeigen, dass knapp 40 % der Männer mit Anfang 40 ohne Kinder im Haushalt leben (Bujard/Schwebel 2015).³ In dieser Altersgruppe gibt es bei Männern zwei völlig verschiedene Lebenswelten: die mit Kindern, in der die Freizeit auch weitestgehend mit der Familie verbracht wird und die ohne Kinder, in der die Freizeittätigkeiten anders und die berufliche Mobilität weitaus flexibler sind. Beide konkurrieren auf dem Arbeitsmarkt miteinander und die Väter arbeiten durchschnittlich sogar zwei Stunden länger pro Woche – trotz der Familienzeit (Bujard/Schwebel 2015). Dies verdeutlicht, dass sie sich auch in einer Rushhour an Arbeitsbelastung befinden, genauso wie die Mütter, die einen Großteil der Familienarbeit machen und auch beruflich ihre Frau stehen. Da hier viel von Arbeitsbelastung geschrieben wird, sollte nicht unerwähnt bleiben, dass die Elternschaft mehrere Nutzendimensionen hat (Hoffman/Hoffman 1973). Für das Leben mit eigenen Kindern und dessen Gratifikationen zahlen Eltern einen Preis der elementaren Zeitverdichtung.

4. Optionen zur Entzerrung der Rushhour

Um die Rushhour zu entzerren und damit die jüngere Generation zu entlasten, sind mehrere Mechanismen denkbar. Hier spielen Politik, Wirtschaft und Bildungssystem ebenso eine Rolle wie Zeitkompetenz bezüglich der eigenen Lebensplanung. Im Folgenden werden einige Beispiele genannt, freilich ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Entzerrung der Rushhour von Lebensentscheidungen

Der positive Zusammenhang zwischen Ausbildungsdauer und durchschnittlichem Alter bei der Geburt des ersten Kindes gilt nicht für alle Länder. Vielmehr wirkt sich der längere Verbleib im Ausbildungssystem deswegen in Deutschland so stark auf das generative Verhalten aus, weil hier die Vorstellung einer sequenziellen

Lebensgestaltung vorherrscht. Demnach soll die Familiengründung erst nach Abschluss der Ausbildung und Etablierung im Beruf erfolgen (Überblick in: Peuckert 2008). Auf die Widersprüchlichkeit dieses idealen Modells der Familiengründung durch den längeren Verbleib im Ausbildungssystem sowie dem späteren und prekären Berufseinstieg reagieren Menschen mit Aufschub des Übergangs in die Elternschaft. Insbesondere in den nordeuropäischen Ländern gibt es verschiedene Ausbildungsabschlüsse, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten im Lebenslauf erworben werden können und die damit die Möglichkeit zur flexiblen Gestaltung der eigenen Lebenspläne im Lebenslauf geben (Deutscher Bundestag 2006). Das gestaffelte Ausbildungssystem Frankreichs – das „Concours-System“ – ermöglicht es Menschen, sich das ganze Leben lang an Wettbewerben zu beteiligen, um die jeweils nächste Ausbildungsstufe zu erreichen. Somit können Bildungsabschlüsse im Lebenslauf nachgeholt werden, was mehr Spielraum für die Familiengründung lässt. Mit der Umstellung des deutschen Ausbildungssystems auf Bachelor- und Master-Abschlüsse wurden erste Schritte in Richtung kürzerer Bildungswege und eines modularen Ausbildungssystems gemacht.

Bertram (2006) zufolge ist eine Entzerrung der Rushhour des Lebens möglich, wenn sich die Familiengründung nicht nur auf die kurze Phase von fünf bis sieben Jahren konzentriert. Dazu ist auch ein Wandel auf kultureller Ebene nötig. Bertram plädiert für mehr Offenheit gegenüber Elternschaft während der Ausbildung und später Elternschaft jenseits des 35. Lebensjahrs. Empirische Untersuchungen zeigen, dass Akademiker sich um das 30. Lebensjahr am häufigsten ein Kind wünschen (Buber et al. 2014). Mehr Akzeptanz von früher öffentlicher Kinderbetreuung und ein Wandel in den kulturellen Einstellungen zu berufstätigen Müttern und betreuenden Vätern stellen auch einen Weg dar, die Rushhour des Lebens zu entzerren.

Mehrere Anreize des Arbeitsmarkts tragen auch zu der Rushhour des Lebens bei. Dazu gehören die an männlichen Lebensläufen orientierten Karrieremuster, wonach innerhalb der ersten zehn Berufsjahre von Akademikern zentrale Karriereschritte stattfinden. Explizite und implizite Altersgrenzen und die mangelnde Durchlässigkeit für Quereinsteiger verstärken die Rushhour des Lebens. Das zeigt sich u.a. im Wissenschaftssystem, dessen Übergang zu einer Professur durch eine enorme

³ Der exakte Wert für 40- bis 44-jährige Männer beträgt 39,1 %. Die Altersgruppe 40-44 ist diejenige, bei der die meisten Männer mit Kindern im Haushalt leben. Mit Mitte 30 oder Ende 40 liegt der Anteil von Männern, die ohne Kinder im Haushalt leben, bei rund 45 %.



zeitliche Komprimierung der Post-Doc-Phase und fehlenden beruflichen Alternativen zur Professur gekennzeichnet ist. Metz-Göckel u.a. (2012) sprechen hier von einem „Zeitkorsett“, in dem Akademikerinnen ihre generative Entscheidung treffen müssen. Auch sind berufliche Auszeiten wie Elternzeit, temporäre Teilzeit oder Sabbaticals noch oft mit Karrierenachteilen verbunden. Lebenszeitarbeitskonten könnten zu einer Entzerrung beitragen. Zu kulturellen Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt gehört auch die positive Anerkennung von familienbedingten Auszeiten, da Eltern hier wertvolle soziale Kompetenzen entwickeln.

Der Anstieg des Alters von hochqualifizierten Frauen bei der Erstgeburt kann als Folge des in der Rushhour des Lebens vorherrschenden Zeitdrucks interpretiert werden. Mit der steigenden Anzahl höher gebildeter Menschen wird die Gruppe jener Personen, die die Rushhour des Lebens durchmachen, immer größer. Die Konsequenzen weiten sich über die individuelle Ebene hinaus auf die gesellschaftliche Ebene aus (Lothaller 2008). Fakt ist, dass die Assistierte Reproduktionstechnik (ART) in den letzten Dekaden enorme Fortschritte gemacht hat. Die medizinische Kinderwunschbehandlung bietet neue Optionen zur Erfüllung von Kinderwünschen trotz Infertilität durch innovative und kostenintensive Methoden wie In-Vitro-Fertilisation (IVF) oder Social Egg Freezing. Zunehmend entsteht durch die Massenmedien ein unrealistisches Bild der unbegrenzten Möglichkeiten des Kinderkriegens, das falsche Hoffnungen vermitteln kann. Die Realität sieht so aus, dass nicht alle Infertilitätsprobleme sich reproduktionsmedizinisch behandeln lassen. Berücksichtigt man nur Lebendgeburten, liegt die Erfolgswahrscheinlichkeit einer Kinderwunschbehandlung relativ niedrig (Trappe 2013). Fragwürdig ist, inwieweit ART die abnehmende Fruchtbarkeit in höherem Alter kompensieren kann und damit aufgeschobene Geburten in der stressigen Rushhour-Phase nachholen kann. So zeigt die empirische Evidenz, dass die Erfolgsraten der ART ab 35 Jahren stark sinken (Leridon 2004).

Entzerrung der Rushhour bei Familien mit kleinen Kindern

Durch die Einführung des Elterngeldes im Jahr 2007 hat die Politik zu einer finanziellen Entlastung der jungen Familien in den ersten 14 Lebensmonaten von Kindern beigetragen. Das gegenwärtig diskutierte Elterngeld-Plus könnte diese Entlastung bei Teilzeitarbeit auch noch da-

rüber hinaus verlängern. Allerdings hat das Elterngeld bisher zwar eine zeitliche Entlastung in der Babyphase, jedoch nicht in der Kleinkindphase bewirkt, da hier der Anreiz für eine Erwerbsarbeit der Mütter verstärkt wurde. Die Vätermomente haben zu einer Entlastung von Eltern beigetragen, da vor Einführung des Elterngeldes nur etwa 4 % der Väter Elternzeit genommen haben, während es für im Jahr 2013 geborene Kinder sogar 31,9 % sind (Statistisches Bundesamt 2015). Neben der bezahlten Elternzeit gibt es zudem den Anspruch auf Elternzeit mit Arbeitsplatzgarantie von drei Jahren, die in Teilen auch bei älteren Kindern beansprucht werden kann. Dadurch bestehen Möglichkeiten, familienbedingte „Berufspausen“ zu machen, die jedoch oft an finanziellen Notwendigkeiten scheitern. Zu einer weiteren Entlastung von Eltern kann die Politik beitragen, indem sie verlässliche Infrastruktur für Kleinkindbetreuung, Ganztagskindergärten und Ganztagschulen bereitstellt. Zudem kann ein Ausbau haushaltsnaher Dienstleistungen durch steuerliche und infrastrukturelle Maßnahmen gefördert werden.

Auf Seite der Arbeitswelt gibt es mehrere Maßnahmen, die die Vereinbarkeit von Beruf und Familie verbessern können. Dazu gehören Gleitzeit, Telearbeit und individuelle flexible Arrangements für Eltern. Qualifizierte, vollzeitnahe Teilzeitarbeit ist auch eine von vielen Eltern gewünschte Erwerbsform. Gegenwärtig ist die Nachfrage nach vollzeitnaher Teilzeitarbeit weitaus größer als das Angebot (Deutscher Bundestag 2012) und viele Teilzeitstellen sind „Karrierefallen“. Während Familien mit kleinen Kindern einer enormen Arbeitsbelastung in Beruf und Haushalt ausgesetzt sind, befinden sich ältere Arbeitnehmer in einer mit weitaus geringerer Belastung behafteten Lebensphase. Sie sind in der „Off Peak Phase“, um den analogen Begriff für das Gegenteil von Rushhour in der Metapher des Straßen- und Schienenverkehrs zu verwenden. In der Gesamtbetrachtung kann die Nutzung dieser Potenziale – gerade bei Akademikern – die junge Elterngeneration entlasten. Eine solche Entzerrung kann jedoch nur dann erreicht werden, wenn die Karriereverläufe flexibler und Altersgrenzen weniger rigide sind. Neben den hier genannten Maßnahmen ist es jedoch zentral, dass eine familienfreundliche Unternehmenskultur etabliert wird. Solange abendliche Termine und lange Arbeitszeiten die betriebliche Realität prägen und als karriereförderlich gelten, geraten Eltern unter besonderen Zeitdruck und sind mit Zielkonflikten konfrontiert.



Tabelle 1: Vergleich der Rushhour von Lebensentscheidungen und Familienzyklus

	Die Rushhour von Lebensentscheidungen	Die Rushhour im Familienzyklus
Alter	25-40 Jahre, besonders 27-35 Jahre	Alter der Kinder < 10 Jahre, besonders < 6 Jahre
Bildungsgruppen	Akademiker/innen	alle
Lebensform	alle	Eltern von Kindern
Geschlecht	in Partnerschaften beide, sonst mehr bei Frauen	tendenziell beide
Ursachen des Phänomens	Zunahme Frauenerwerbstätigkeit, wissensbasierte Ökonomie, fehlende Vereinbarkeitsstrukturen	Zunahme Frauenerwerbstätigkeit und Väterfürsorgearbeit, fehlende Vereinbarkeitsstrukturen

Die Eltern können auch selbst zu einer Entzerrung der Arbeitsbelastung in der Phase mit kleinen Kindern beitragen. Gerade viele Väter unterschätzen die Möglichkeiten, ihre Berufstätigkeit zu unterbrechen oder zu reduzieren. Es gilt, vorhandene Ansprüche an Arbeitgeber auch zu nutzen. Gelegentlich kann ein temporärer Einkommenstransfer durch die Großeltern auch helfen, um finanzielle Spielräume für eine Arbeitszeitreduzierung zu schaffen. Bei der Kinderbetreuung können Nachbarn und Großeltern eingebunden werden. Eine räumliche Nähe von Großeltern ist eine kaum zu überschätzende Ressource. Andere Entlastungspotenziale liegen darin, Haushaltsdienstleistungen zu delegieren, ein gutes Zeitmanagement zu etablieren und den elterlichen Perfektionismusanspruch zu überdenken.

5. Fazit

Die Rushhour des Lebens tritt in zwei Varianten auf (vgl. Überblick in Tabelle 1): Eine Verdichtung von zentralen Lebensentscheidungen im Alter von 27-35 Jahren bei Akademikern und eine intensive Arbeitsbelastung bei Eltern von kleinen Kindern, wobei sowohl Frauen als auch Männer davon betroffen sind.

Die Rushhour von Lebensentscheidungen tritt dadurch auf, dass eine stetig wachsende Zahl von Akademikern später im Beruf ankommt, die wissensbasierten Arbeitsmärkte fluider sind und aufgrund der biologischen Uhr das Zeitfenster für Kinder kleiner geworden ist. Dazu kommt, dass die Lebensläufe zweier Partner in Hinblick auf Ausbildung, Beruf und Wohnort koordiniert werden müssen.

Die Rushhour bei Familien mit kleinen Kindern zeigt sich deutlich an der Arbeitsbelastung, wenn man die

häusliche und berufliche Arbeit zusammennimmt. Diese enorme Arbeitsintensität, die kaum Zeit für Erholung und erwachsenentypische Freizeit lässt, beginnt mit der Geburt von Kindern und entspannt sich, sobald das jüngste Kind das Schulalter erreicht. Ein Grund ist, dass die Ansprüche an (und von) Eltern doppelt gestiegen sind: einerseits hinsichtlich der Förderung der Kinder und andererseits wird auch von Müttern zunehmend erwartet und gewünscht, dass sie arbeiten. Ein weiterer Grund ist, dass diese Veränderungen häufig auf mangelhafte Betreuungsinfrastruktur und familienfeindliche Arbeitsbedingungen treffen.

Beide Varianten der Rushhour lassen sich durch verschiedene Maßnahmen entzerren, wobei Politik, Wirtschaft und Eltern jeweils dazu beitragen können. Eine solche Entzerrung ist eine zentrale gesellschaftliche Herausforderung zu Beginn des 21. Jahrhunderts – aus sozialpolitischen, gleichstellungspolitischen und demografischen Gründen. Dazu kommt, dass die geschlechtsspezifische Ungleichheit von Erwerbs- und Fürsorgearbeit in der Realität den Wünschen der jungen Eltern häufig widerspricht. Dies kann fatale Folgen in Bezug auf Rentenanwartschaften und Karriereperspektiven bei Frauen haben, aber auch bei Männern die langfristige Bindungsintensität, gerade auch bei Scheidungen, beeinträchtigen.

Literatur

Bertram, Hans (2006): Nachhaltige Familienpolitik im europäischen Vergleich. In: P. A. Berger und H. Kahlert (Hrsg.): Der demographische Wandel. Frankfurt/New York: 203–236.



- Bertram, Hans; Bujard, Martin; Rösler, Wiebke (2011): Rush-Hour des Lebens. Geburtenaufschub, Einkommensverläufe und familienpolitische Perspektiven. In: *Journal für Reproduktivmedizin und Endokrinologie* 8 (2): 91–99.
- Bittman, Michael; Wajcman, Judy (2000): The Rush Hour: The Character of Leisure Time and Gender Equity. In: *Social Forces* 79 (1): 165–189.
- Buber, Isabella; Panova, Ralina; Dorbritz, Jürgen (2014): Fertility intentions of university graduates. In: *Demográfia English Edition* 56: 5–34.
- Bujard, Martin (2012): Family Policy and Demographic Effects: The Case of Germany. In: *Demográfia English Edition* 54, 56–78.
- Bujard, Martin; Lück, Detlev (2015): Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Gründe und Daten für eine paritäts-spezifische Fertilitätsforschung. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 27 (3): 255–269.
- Bujard, Martin; Schwebel, Lars (2015): Väter zwischen Wunsch und Realität. Neue Vereinbarkeitsprobleme von Familie und Beruf bei Männern. In: *Gesellschaft, Wirtschaft, Politik (GWP)*, Heft 2/2015: 211–224.
- Dechant, Anna; Rost, Harald; Schulz, Florian (2014): Die Veränderung der Arbeitsteilung in Paarbeziehungen. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 26 (2): 144–168.
- Deutscher Bundestag (2006): Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Berlin: Deutscher Bundestag (Drucksache 16/1360).
- Deutscher Bundestag (2011): Erster Gleichstellungsbericht: Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Berlin: Deutscher Bundestag (Drucksache 17/6240).
- Deutscher Bundestag (2012): Achter Familienbericht: Zeit für Familie – Familienzeitpolitik als Chance einer nachhaltigen Familienpolitik. Berlin: Deutscher Bundestag (Drucksache 17/9000).
- Hassan, Mohamed A. M.; Killick, Stephen R. (2003): Effect of male age on fertility: evidence for the decline in male fertility with increasing age. In: *Fertility and Sterility* 79, Supplement 3: 1520–1527.
- Hoffman, Lois W.; Hoffman, Martin L. (1973): The Value of Children to Parents. In: Fawcett, J. T. (Hrsg.): *Psychological Perspectives on Population*, New York: Basic Books: 19–76.
- Leridon, Henri (2004): Can assisted reproduction technology compensate for the natural decline in fertility with age? A model assessment. In: *Human Reproduction Update* 19 (7): 1548–1553.
- Lothaller, Harald (2008): Die ‚rush hour‘ des Lebens und die Bedeutung der Familienarbeit und ihrer Aufteilung. In: *Journal für Generationengerechtigkeit* 8 (3): 4–8.
- Metz-Göckel, Sigrid; Heusgen, Kirsten; Möller, Christina (2012): Im Zeitkorsett. Generative Entscheidungen im wissenschaftlichen Lebenszusammenhang. In: Bertram, Hans; Bujard, Martin (Hrsg.): *Zeit, Geld, Infrastruktur – zur Zukunft der Familienpolitik*. Soziale Welt, Sonderband 19. Baden-Baden, Nomos: 271–290.
- Peuckert, Rüdiger (2008): *Familienformen im sozialen Wandel*. 7. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag.
- Sartorius, Gideon A.; Nieschlag, Eberhard (2010): Paternal age and reproduction. In: *Human Reproduction Update* 16 (1): 65–79.
- Schmidt, Lone; Sobotka, Tomáš; Bentzen, Janne Gasseholm; Nyboe Andersen, Anders (2012): Demographic and medical consequences of the postponement of parenthood. In: *Human Reproduction Update* 18 (1): 29–43.
- Schneider, Norbert F. (2014): Die Rushhour des Lebens. Stress und Überforderung zwischen 25 und 45? In: *Schufa-Kreditkompass 2014*. Konsum und Finanzen in der Rushhour des Lebens. Wiesbaden: 52–58.
- Statistisches Bundesamt (2010): *Mikrozensus 2008*. Neue Daten zur Kinderlosigkeit in Deutschland, überarbeitete Version. Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt. [Statement von Präsident Roderich Egeler] (2015a): *Wie die Zeit vergeht – Ergebnisse zur Zeitverwendung in Deutschland 2012/2013*. Pressekonferenz: Wiesbaden, 26. August 2015.
- Statistisches Bundesamt (2015b). *Öffentliche Sozialleistungen*. Statistik zum Elterngeld. Beendete Leistungsbezüge für im 1. Vierteljahr 2014 geborene Kinder. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Trappe, Heike (2013): *Assistierte Reproduktion in Deutschland*. Rahmenbedingungen, quantitative Entwicklung und gesellschaftliche Relevanz. In: Dirk Konietzka und Michaela Kreyenfeld (Hg.): *Ein Leben ohne Kinder*. Kinderlosigkeit in Deutschland. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag: 331–350.
- van Noord-Zaadstra, Boukje; Looman, Caspar; Alsbach, Hans; Habbema, Dik; te Velde, Egbert; Karbaat, Jan (1991): Delaying childbearing: effect of age on fecundity and outcome of Pregnancy. In: *British Medical Journal* 302: 1361–1365.



Evelyn Grünheid

Kohortenfertilität (CFR)

In der öffentlichen Diskussion über das Geburtenniveau findet man die Kohortenfertilität (endgültige Kinderzahl) nur selten, da sie durch ihre Berechnung keine aktuellen Daten für die Kalenderjahre liefern kann. Hier wird in der Regel mit der zusammengefassten Geburtenziffer gearbeitet. Sie wird methodisch ähnlich berechnet wie die endgültige Kinderzahl, allerdings werden die Geburten der Frauen in einem Kalenderjahr zugrundegelegt – so als ob die 15- bis 49-jährigen Frauen eines bestimmten Jahres das Leben einer hypothetischen Frau abbilden würden.

Denn wie viele Kinder eine Frau im Laufe ihres Lebens zur Welt bringt, lässt sich mit Sicherheit erst feststellen, wenn sie das gebärfähige Alter beendet hat – deshalb bezeichnet man diese Kennziffer auch als endgültige Kinderzahl. Für frühere Jahre lag die Grenze des gebärfähigen Alters bei 45 Jahren, heute zieht man diese Grenze bei 50 Jahren, die nach diesem Alter noch geborenen Kinder sind in ihrer Größenordnung zu vernachlässigen.

Ausgewiesen wird die Kohortenfertilität, wie der Name schon erkennen lässt, für die einzelnen Geburtskohorten (Geburtsjahrgänge) und sie wird mit Hilfe von altersspezifischen Geburtenziffern berechnet. Diese altersspezifischen Geburtenziffern beziehen für jedes Altersjahr die Zahl der Lebendgeborenen auf die Anzahl der Frauen insgesamt, also beispielsweise die Zahl der von 25-jährigen Frauen des Geburtsjahrgangs 1930 geborenen Kinder auf die Gesamtzahl von 25-jährigen Frauen im Jahr 1955. Das wird dann für jedes Altersjahr der 1930 gebo-

renen Frauen berechnet (also mit 26 Jahren 1956, 27 Jahren 1957 usw.).

Allgemein ausgedrückt wird die Kohortenfertilität also berechnet als:

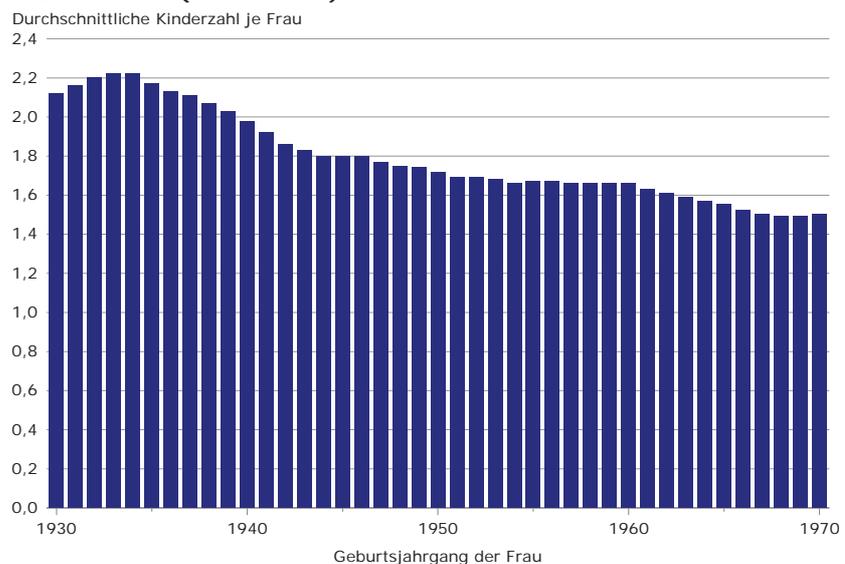
- altersspezifische Geburtenziffer der 15-jährigen Frauen des Geburtsjahrgangs y aus dem Jahr y+15*
- + *altersspezifische Geburtenziffer der 16-jährigen Frauen des Geburtsjahrgangs y aus dem Jahr y+16*
- + *altersspezifische Geburtenziffer der 17-jährigen Frauen des Geburtsjahrgangs y aus dem Jahr y+17*
- usw. bis*
- + *altersspezifische Geburtenziffer der 49-jährigen Frauen des Geburtsjahrgangs y aus dem Jahr y+49*

Die gegenwärtig letzte verfügbare endgültige Kinderzahl ist die für den Geburtsjahrgang 1963, sie liegt bei 1,59 Kindern je Frau. Für die danach geborenen Frauen werden die noch fehlenden Jahre geschätzt. Der höchste Wert bei den nach 1900 ge-

borenen Frauen wurde in der Geburtskohorte 1933 mit 2,22 Kindern je Frau erreicht, seitdem ist ein nahezu kontinuierlicher Rückgang zu verzeichnen, der sich in den letzten Jahren abzuschwächen scheint.

Die am Anfang erwähnte zusammengefasste Geburtenziffer liegt mit rund 1,4 Kindern je Frau aktuell niedriger als die endgültige Kinderzahl. Schon seit den 1970er Jahren verschiebt sich das Gebäralter der Frauen immer weiter nach oben, dieser Trend kann aber mit der zusammengefassten Geburtenziffer nicht berücksichtigt werden, ebenso wenig wie das Vorziehen oder Verschieben von Geburten (z. B. in Ostdeutschland zu Beginn der 1990er Jahre). Durch ihre hypothetische Zusammensetzung unterschätzt sie deshalb die im höheren Alter der Mütter geborenen Kinder, die die endgültige Kinderzahl noch erhöhen.

Endgültige Kinderzahl je Frau der Geburtsjahrgänge 1930 bis 1970 in Deutschland (Stand: 2012*)



* Die Berechnungen für 2012 beruhen noch auf der alten Bevölkerungszahl aus der Fortschreibung früherer Volkszählungen.

Datenquelle: Statistisches Bundesamt

© BIB 2016



Aktuelles

Bundesinnenminister Dr. Thomas de Maizière besucht das BiB

Am 19. Januar 2016 hat der Bundesminister des Innern, Dr. Thomas de Maizière, das BiB besucht. Dies war bereits der zweite Besuch in seiner Funktion als oberster Dienstherr des Instituts.

Nach einem Arbeitsgespräch mit dem Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider (rechts im Bild), erfolgte ein Rundgang durch das Institut, in dem sich der Minister über die aktuelle Forschungsarbeit der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen informierte. Begleitet wurde er dabei von Ministerialdirektorin Beate Lohmann (Abteilungsleiterin O; BMI) und Ministerialrätin Dr. Marie-Luise Streeck (Referatsleiterin GI3; BMI).

Zuvor hatte Dr. de Maizière das Statistische Bundesamt besucht und dort Gespräche über diverse aktuelle Themen und künftige Planungen geführt.

Bernhard Gückel, BiB



Bild: C. Fiedler, BiB

Das BiB in den Medien

Bis dass der Tod uns scheidet?

Prof. Dr. Norbert F. Schneider zum Scheidungsgeschehen in der 3sat-Sendung „Scobel“

Den Wandel der Institution Ehe und die Ursachen für den Anstieg der Scheidungszahlen beleuchtete Prof. Dr. Norbert F. Schneider aus soziologischer Perspektive in einer Diskussionsrunde im Rahmen der Fernsehsendung „Scobel“ des Senders „3sat“ zum Thema „Trennung – und was dann?“ am 14. Januar 2015.

Immer weniger Menschen gehen in Deutschland einen festen Bund fürs Leben ein, zugleich wird mehr als jede dritte Ehe geschieden. Im Jahr 2013 lebten in jeder zehnten Familie die Paare ohne Trauschein zusammen. Für den Soziologen ist diese Entwicklung ein Zeichen dafür, dass der Nutzen der Institution Ehe abgenommen und zugleich der Nutzen von Handlungsalternativen wie den nichtehelichen Lebensgemeinschaften zugenommen hat. Das Risiko, dass Ehen nicht im Tod, sondern in einer Scheidung enden, nimmt daher zu, prophezeite er.

Sozialer Wandel in Deutschland beeinflusst Scheidungsverhalten

In der Diskussionsrunde mit dem Leiter des Systemischen Instituts Heidelberg, Dr. Arnold Retzer, sowie der Anwältin für Familienrecht, Dr. Ulrike Haibach aus Frankfurt, wies Prof. Schneider vor diesem Hintergrund darauf hin, dass das Heirats- und Scheidungsgeschehen in gesellschaftlichen Strukturen eingebettet ist und letztlich damit auch von gesellschaftlichem und sozialem Wandel beeinflusst wird. So übt beispielsweise die stärkere Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt einen sichtbaren Impuls auf das Scheidungsgeschehen aus.

Risikofaktoren und Ursachen für eine Trennung

Bei der Debatte um die Suche nach den Ursachen für Trennungen war sich die Runde vor allem über zwei Fakto-



Nach wie vor werden zwei von drei Ehen durch den Tod des Partners beendet. Allerdings hat sich das Heirats- und Scheidungsgeschehen gewandelt. Für den Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider, ist dafür vor allem auch der gesellschaftliche und soziale Wandel verantwortlich. In der Debatte diskutierten von links Prof. Schneider, die Fachanwältin für Familienrecht Dr. Ulrike Haibach (Frankfurt) sowie der Psychotherapeut Dr. Arnold Retzer (Heidelberg) auch die Risiken und Ursachen für eine Trennung. (Bild: 3sat)

ren einig: Neben einer unbefriedigenden Sexualität können vor allem Kinder als „Beziehungskiller“ wirken. Dabei machte es noch vor 20 Jahren einen Unterschied für eine Entscheidung zur Trennung, ob Paare Kinder hatten oder nicht. Dies hat sich nach Ansicht von Prof. Schneider mittlerweile aufgelöst: In den ersten Jahren nach der Geburt sinkt die Scheidungswahrscheinlichkeit, danach gibt es keine Unterschiede im Verhalten zwischen Eltern und Kinderlosen mehr, analysierte er. Diese Tendenz ist relativ neu.

Lösungsansätze: Was macht Ehen stabil?

Angesichts der skizzierten Entwicklungen stellte sich die Frage, wie denn einer Trennung bzw. Scheidung entgegengewirkt werden kann. Für den Soziologen waren hier zwei Aspekte entscheidend: Zum einen müssten die Partner gemeinsame Projekte wie beispielsweise gemeinsame Lebensziele verfolgen. Wenn erkennbar wird, dass eine Seite nicht mehr in die gemeinsamen Ziele investiert, ist das ein deutlicher Indikator für einen Rückzug, der in eine Scheidung münden kann. Ein anderer Punkt betrifft die Frage des Gerechtigkeitsempfindens in einer Partnerschaft, das sogenannte „Equity-Prinzip“. Leidet ein Partner unter dem subjektiven Gefühl, dass es in seiner Partnerschaft ungerecht zugeht, dann ist dieses Prinzip verletzt, destabilisiert und damit ein Hochrisikofaktor für eine Entwicklung hin zur Scheidung.

„Scheidung ist nicht das Ende der Familie“

Mündet eine Ehe letztlich in die Scheidung, so bedeutet dies keineswegs das Ende der Familie – insbesondere dann nicht, wenn Kinder vorhanden sind, betonte Prof. Schneider. Schließlich bleiben die Eltern auch nach einer Scheidung noch Eltern, die nach wie vor Absprachen bzgl. Umgang oder Sorge treffen müssen. Scheidung bedeutet also oft eine Transformation in eine Nachscheidungsfamilie, d.h. die Familie besteht weiter, allerdings auf einer veränderten Grundlage. Wie die Phase der Trennung bewältigt wird, ist dabei wichtiger für das, was später für die Beteiligten kommt – und weniger die Konflikte vor der Scheidung.

Eine Scheidung muss nicht immer als Lebenskrise und Scheitern angesehen werden, sondern kann als eine akzeptierte Strategie der Konfliktlösung von beiden Seiten bewältigt werden, so der Soziologe. Paare, die nur noch wegen der Kinder zusammenbleiben, wählen den falschen Weg. Hier kann es besser sein, einen Schlussstrich unter die Beziehung zu ziehen und dies zu einem Zeitpunkt, zu dem man noch nicht vollkommen zerstritten ist. Schließlich müssen die ehemaligen Partner auch nach der Trennung noch miteinander umgehen können, gerade im Hinblick auf die Kinder.



Unterschiedliches Scheidungsgeschehen in Ost- und Westdeutschland: Prof. Schneider wies darauf hin, dass das Scheidungsniveau vor der Wende in der ehemaligen DDR noch sehr viel höher als in der Bundesrepublik war. Nach dem Mauerfall sind die Zahlen dort stark gesunken und seither dauerhaft niedriger als in Westdeutschland. Mit Frau Dr. Haibach (rechts im Bild) diskutierte er zudem über die Frage, welche Faktoren Ehen stabilisieren. (Bild: 3sat)



Konfliktarmer Trennungsprozess nimmt zu

In diesem Kontext sind Paare besser aufgestellt, denn es gelingt, den Trennungsprozess einigermaßen konfliktarm zu bewältigen, besonders wenn es um die Weiterführung der „Nachscheidungsfamilie“ geht. Dies gilt beispielsweise für kinderlose Paare, die sich auseinanderleben und irgendwann feststellen, dass sie keine ge-

meinsamen Ziele mehr haben und sich dann für eine konfliktarme Trennung entscheiden. Ein solch konfliktarmes „Ausgleitenlassen“ der Beziehung mit dem Ausblick auf ein „Neuverpartnern“ ist mittlerweile nicht selten und nimmt an Häufigkeit zu, resümierte Prof. Schneider.

Bernhard Gückel, BiB

„Vorläufig noch keine Trendwende“:

Prof. Dr. Norbert F. Schneider im Interview des Bayerischen Rundfunks am 17. Dezember 2015 über den Anstieg der Geburtenrate im Jahr 2014

Nach den Angaben des Statistischen Bundesamtes ist die Geburtenrate im Jahr 2014 auf 1,47 Kinder pro Frau angestiegen. Deutet sich hier eine Trendwende im Fertilitätsgeschehen an? Ist Familie wieder in, wie der Titel der Radiosendung ankündigt? Für den Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider, gibt es gegenwärtig noch keine Hinweise für ein dauerhaft ansteigendes Geburtenniveau in Deutschland. Vielmehr handle es sich hier zunächst einmal um statistische Schwankungen, betonte er im Interview der Sendung „Tagesgespräch“ des Bayerischen Rundfunks.

Nach wie vor liege Deutschland mit dem aktuellen Wert von 1,47 Kindern pro Frau noch immer ganz unten im europäischen Vergleich. Auch wenn die Zahl der Neugeborenen und die Geburtenrate zum dritten Mal nacheinander angestiegen sei, bestehe derzeit noch kein Grund zu feiern, so Prof. Schneider. Es gebe zwar eine Vielzahl von Indikatoren, wie zum Beispiel die endgültige Kinderzahl nach Geburtsjahrgängen, die relativ linear gestiegen ist. Allerdings wird für den Geburtsjahrgang 1968 mit 1,49 der geringste Wert, den es in Deutschland je gab, erwartet. Zudem werde die Zahl der Geborenen in den nächsten 15 Jahren abnehmen. Ursache hierfür sei der Rückgang der Zahl der Frauen im gebärfähigen Alter in diesem Zeitraum um 17 %, weil immer kleinere Kohorten in dieses Alter kommen.

Politische Maßnahmen wirken nicht sofort

Inwieweit der Anstieg der Geburtenrate das Resultat familienpolitischer Maßnahmen der vergangenen Jahre darstellt, wird derzeit diskutiert. Allerdings sei klar, dass es bisher keine eindeutigen empirischen Zusammenhän-

ge gebe, betonte der Soziologe. Das Geburtengeschehen stelle einen sehr komplexen Sachverhalt dar, der von wirtschaftlichen Überlegungen, infrastrukturellen sowie kulturellen Aspekten beeinflusst werde. Hinzu komme, dass politische Einzelmaßnahmen in der Regel keine substantielle Wirkung entfalten. Folgen für die Geburtenentwicklung werden meist nicht sofort, sondern erst mittelfristig erkennbar. Um tatsächlich durchgreifende Veränderungen zu erreichen, bedürfe es einer konsistenten, zielorientierten Familienpolitik ohne Widersprüchlichkeiten und Brüche in Deutschland. Derzeit gebe es hier aber noch keine klare Zielvorstellung in der Familienpolitik, so Prof. Schneider.

Zusammenhang zwischen Bildung und Kinderzahl

Im europäischen Vergleich hat Deutschland insofern eine Sonderstellung inne, als ein Zusammenhang zwischen Kinderzahl und Bildungsabschluss nachweisbar ist. So sei beispielsweise jede dritte Frau, die 1965 geboren wurde und Abitur hat, kinderlos geblieben. Betrachte man in der gleichen Kohorte die Gruppe mit Hochschulabschluss, so liege die Zahl sogar noch über einem Drittel. Demnach gelte für die geschlechtsspezifische deutsche Fertilitätsentwicklung: Je höher die Bildung der Frau, desto weniger Kinder hat sie im Durchschnitt. Bei den Männern sei es umgekehrt: Je höher die Bildung der Männer, desto mehr Kinder hat er. Für die deutsche Situation spiele dabei aber vor allem der Rückgang der Familien mit drei und mehr Kindern eine entscheidende Rolle und weniger der Anstieg der dauerhaft Kinderlosen, so Prof. Schneider. Auch hier ließen sich massive Unterschiede in Bezug auf das Bildungsniveau nachweisen.



Wirkung der Zuwanderung gegenwärtig nicht erkennbar

Letztlich führe das seit über vier Jahrzehnten bestehende niedrige deutsche Geburtenniveau zu einer Schrumpfung der Bevölkerung, die aus seiner Sicht aber kein Problem darstelle. Inwieweit die hohe Zuwanderung des Jahres 2015 sich bemerkbar mache, könne erst in ein oder zwei Jahren festgestellt werden. Alles in allem sei die Veränderung von Bevölkerungen ein natürlicher

Prozess, der von staatlicher Seite nicht gesteuert werden könne, resümierte der Soziologe. Es könnten allenfalls über familienpolitische Maßnahmen Rahmenbedingungen gesetzt werden. Kinder zu wollen sei aber letztlich eine freie individuelle Entscheidung.

.....
Bernhard Gückel, BiB

Macht regelmässiges Pendeln krank?

Dr. Heiko Rüger im Interview beim WDR 2 am 23. November 2015

Immer mehr Menschen nehmen auf dem Weg zu ihrem Arbeitsplatz lange Anfahrtszeiten in Kauf. Staus und andere Verzögerungen gehören für viele Arbeitnehmer zum täglichen Leben. Dabei stellt sich besonders die Frage nach den Folgen für die Gesundheit. Antworten darauf gab Dr. Heiko Rüger im Interview mit WDR 2.

Demnach lässt sich bei Erwerbstätigen mit sehr langen Pendelstrecken ein verringerter subjektiver Gesundheitszustand feststellen, der unter anderem durch ein erhöhtes Stresserleben beeinflusst wird. Die Betroffenen haben den Eindruck, dass sie sehr gestresst sind und nehmen damit ihre Gesundheit als reduziert wahr, erläuterte Dr. Rüger. Dazu gebe es Studien, die nachgewiesen haben, dass bei Pendlern körperliche Stressreaktionen in Form erhöhter Ausschüttung von Stresshormonen oder einer erhöhten Herzfrequenz gemessen werden. Diese Symptome könnten durchaus zu manifesten Gesundheitsrisiken führen. Dabei steige die Belastung mit zunehmender Streckenlänge an. Neuere Befunde zeig-

ten, dass hier vor allem weibliche Erwerbstätige und Erwerbstätige mit Kindern besonders betroffen sind.

Zur Vermeidung der gesundheitlichen Folgen des Pendelns empfiehlt Dr. Rüger, sich auch mit dem Thema Umzug zu beschäftigen, wenngleich viele Pendler gute Gründe hätten, nicht umzuziehen. Die Betroffenen könnten aber auf alle Fälle mit der Route sowie dem Verkehrsmittel experimentieren, um für sich den besten Weg im wahrsten Sinne des Wortes herauszufinden. Dazu könnte die Pendelzeit auch sinnvoll genutzt werden, zum Beispiel durch Lesen in der Bahn oder Hörbücher im Auto. Und nicht zuletzt kann auch der Arbeitgeber dazu beitragen, die Pendelsituation zu entschärfen, etwa durch flexible Arbeitszeiten oder Home Office-Regelungen. Darüber hinaus sollte das Thema Pendeln und die Folgen auch in das betriebliche Gesundheitsmanagement Eingang finden, forderte der Soziologe.

.....
Bernhard Gückel, BiB



Literatur von BiB-Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern

Martin Bujard; Jürgen Dorbritz (Hrsg.):

Kinderlosigkeit und Kinderreichtum in Deutschland. Analysen mit Daten des Mikrozensus 2012. Heft 3/2015 der Zeitschrift für Familienforschung. Verlag Barbara Budrich Opladen

Für den seit Mitte der 1960er-Jahre in Deutschland einsetzenden rapiden Geburtenrückgang sind primär vor allem zwei Faktoren verantwortlich: eine Zunahme des Anteils dauerhaft Kinderloser sowie zugleich ein Rückgang des Anteils von Kinderreichen. Dabei unterscheiden sich die Ursachen für Kinderlosigkeit und (das Ausbleiben von) Kinderreichtum grundlegend und bedürfen daher unterschiedlicher Erklärungsansätze. Vor diesem Hintergrund liefern die Beiträge von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus dem BiB im aktuellen Heft 3 der „Zeitschrift für Familienforschung“ differenzierte Analysen auf der Grundlage von Daten des Mikrozensus zur Erklärung der Phänomene Kinderlosigkeit und Kinderreichtum.

Die Beiträge im Einzelnen:

Martin Bujard und Detlev Lück:

Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Gründe und Daten für eine paritätsspezifische Fertilitätsforschung.

Einführung in das Schwerpunktthema

Im Einführungsartikel geben Martin Bujard und Detlev Lück eine Antwort auf die Frage, warum es sinnvoll ist, Kinderlosigkeit und Kinderreichtum separat zu analysieren. Sie weisen darauf hin, dass sich die Ursachen von zunehmender Kinderlosigkeit und die von zurückgehendem Kinderreichtum erheblich unterscheiden. Der Beitrag gibt darüber hinaus einen Überblick über die Entwicklung der Datenlage in Deutschland, wobei vor allem Schätzungen zu Kinderlosigkeit vor 2006, das Mikrozensusgesetz thematisiert werden. Der Beitrag stellt zudem umfangreiche aktuelle Daten zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum in Deutschland für die Frauenjahrgänge 1937-1971 vor.

Martin Bujard:

Kinderlosigkeit in Deutschland: Wie interagieren Bildung, Wohnort, Migrationshintergrund, Erwerbstätigkeit und Kohorte?

Welche Faktoren erhöhen die Wahrscheinlichkeit von Kinderlosigkeit erheblich? Dieser Frage geht Martin Bujard in seinem Beitrag nach. Bisherige Studien zeigen zwar gruppenspezifische Unterschiede, jedoch ist das Zusammenspiel der Faktoren noch wenig erforscht. Somit versucht sein Artikel auf der Basis von Daten des Mikrozensus 2012 diese Lücke zu schließen. Die Analysen zeigen unter anderem, dass Faktoren wie urbaner Wohnort, hoher Bildungsabschluss, kein Migrationshintergrund, keine Ehe und Vollzeit-erwerbstätigkeit die Wahrscheinlichkeit

von Kinderlosigkeit ansteigen lassen und sich wechselseitig verstärken. Dagegen fallen die Effekte pekuniärer Faktoren weg.

Jürgen Dorbritz:

Paritätsverteilungen nach Geburtsjahrgängen, Lebensformen und Bildung bei besonderer Beachtung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Eine demografisch-soziologische Analyse

Gibt es besondere Fertilitätsmuster in Deutschland? Jürgen Dorbritz zeigt anhand der Daten des Mikrozensus 2012, dass die Merkmale Lebensform, Bildung und West-Ost-Unterschiede die durchschnittlichen Kinderzahlen und die Paritätsverteilungen enorm differenzieren und die Kontraste in ihrer Kombination noch verstärken. So haben beispielsweise verheiratete Frauen ohne beruflichen Abschluss durchschnittlich 2,11 Kinder geboren, während Frauen ohne Partner im Haushalt mit Hochschulabschluss bzw. einer Promotion nur 0,67 Kinder haben. Auf der Ebene der individuellen Einstel-





lungen zeigt der Beitrag auf der Grundlage des Familienleitbildsurveys 2012 des BiB, dass Familienleitbilder und das generative Verhalten eng miteinander verknüpft sind. So gilt als charakteristisch für Deutschland, dass sich Leitbilder etabliert haben, die Kinderlosigkeit stützen und Kinderreichtum behindern.

Robert Naderi:

Kinderzahl und Migrationshintergrund. Ein Vergleich zwischen Frauen türkischer Herkunft mit oder ohne eigene Wanderungserfahrung sowie Frauen ohne Migrationshintergrund in Westdeutschland

Ausgehend von der Tatsache, dass sich die Fertilität von Frauen türkischer Herkunft von der deutscher Frauen unterscheidet, untersucht Robert Naderi auf der Basis des Mikrozensus 2012 die Faktoren, die für diese Entwicklung verantwortlich sind. Er kommt zu dem Schluss, dass die Differenzierung nach der eigenen Migrationserfahrung sowie die Aufenthaltsdauer im Zusammenspiel mit dem Bildungsstand wesentlich sind.

Martin Bujard; Jürgen Dorbritz; Robert Herter-Eschweiler; Linda Lux:

Das unterschätzte Potenzial hoher Fallzahlen – Stärken und Limitierungen des Mikrozensus am Beispiel von Fertilitätsanalysen

Wo liegen die Limitierungen und Potenziale des Mikrozensus? Diese methodisch ausgerichtete Frage steht im Mittelpunkt des Artikels, der darauf hinweist, dass vor

allem die Art der Befragung einen starken Einfluss auf die Antwortverweigerungen im Mikrozensus ausübt. Limitierungen gibt es vor allem beim Querschnittsdesign und bei den fehlenden Daten zur Kinderzahl von Männern sowie zur Binnenmobilität. Dagegen ermöglichen die hohen Fallzahlen des Mikrozensus tiefenscharfe Differenzierungen im Hinblick auf die Sozialstruktur, Paritäten und Zeitverläufe. Dieses Potenzial unterscheidet sich von anderen Datensätzen erheblich, was die Autoren anhand von methodischen Aspekten und konkreten Beispielen zeigen.

Forschungsbeiträge

Anna Dechant & Hans-Peter Blossfeld:

Changes in the division of labor within highly educated German couples when the first child is born

Wenn Paare in Deutschland Eltern werden, entscheiden sie sich häufig für eine eher traditionelle Spezialisierung der Aufteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit. Der Forschungsbeitrag zeigt mithilfe einer qualitativen Analyse, dass sowohl ökonomische als auch Gender-Theorien relativ erfolgreich bei der Erklärung dieses Phänomens sind. Dagegen können sie nicht erklären, warum Paare egalitäre Arrangements beibehalten oder wählen.

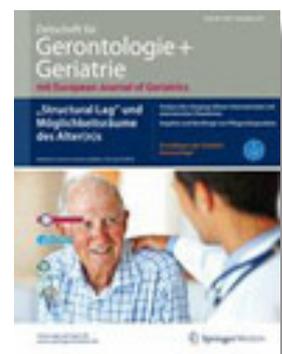
Bernhard Gückel, BiB

Frank Micheel (2016): Bürgerschaftliches Engagement und Engagementpotenziale von 55- bis 70-Jährigen in Deutschland.

In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie online first (doi:10.1007/s00391-015-1013-x)

In einem Beitrag für die „Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie“ (Ausgabe Januar 2016) untersucht Frank Micheel das gesellschaftliche Engagement und die Engagementpotenziale älterer Menschen zwischen 55 und 70 Jahren.

Ausgehend von einem Überblick über den Stand der Forschung zum bürgerschaftlichen Engagement in dieser Altersgruppe beschreibt der Artikel sowohl das tatsächliche als auch das potenzielle bürgerschaftliche Engagement anhand einer zweidimensionalen Typologie und identifiziert die Einflussfaktoren, die sich auf die Bereitschaft, ehrenamtlich aktiv zu werden, auswirken.



Der Artikel online unter

<http://link.springer.com/article/10.1007/s00391-015-1013-x>



Die Resultate zeigen unter anderem, dass definitiv nichtengagierte Personen gegenüber (potenziell) Engagierten unterschiedliche soziale Nachteile aufweisen – vor allem in Bezug auf Bildung und Gesundheit. Zudem scheint bürgerschaftliches Engagement mit anderen in-

formellen Tätigkeiten wie zum Beispiel Pflege oder Kinderbetreuung nicht in starkem Konflikt zu stehen.

Bernhard Gückel, BiB

Frank Swiaczny (2015): Auswirkungen des demografischen Wandels auf die regionale Bevölkerungsdynamik in Deutschland.

In: *Raumforschung und Raumordnung*. Online am 26. November 2015. Springer Verlag

In der Zeitschrift „Raumforschung und Raumordnung“ widmet sich Frank Swiaczny der Frage, wie sich die regionalen Unterschiede der Bevölkerungsentwicklung vor dem Hintergrund veränderter Muster der Binnenwanderung künftig entwickeln werden.

Auf der Basis einer Modellrechnung belegt der Beitrag, dass im Hinblick auf die Differenzierung von Bevölkerungswachstum und -struktur durch die Binnenwanderung bei einer künftig schrumpfenden Bevölkerung andere Muster vorherrschen werden als in der Vergangenheit. Aus den Ergebnissen lässt sich schließen, dass damit die Binnenwanderung für die regionale Bevölkerungsdynamik demografisch an Bedeutung zunehmen wird. Zugleich wird die Konkurrenz um Wanderungsgewinne die Schwächen benachteiligter Standorte deutli-

cher als bisher offenbaren. Insgesamt können die Resultate als Plädoyer dafür verstanden werden, die Brisanz regionaler Ungleichheiten in der langfristigen Bevölkerungsentwicklung und ihre Konsequenzen nicht zu unterschätzen – gerade auch in den Regionen, die noch positive Perspektiven aufweisen und deren Bevölkerungsrückgang erst nach 2030 einen größeren Umfang annehmen wird.

Bernhard Gückel, BiB



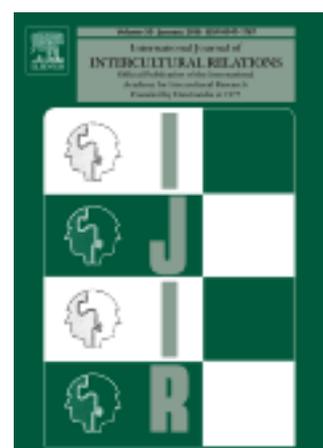
Herbert Fliege; Stine Waibel; Heiko Rüger; Julika Hillmann; Silvia Ruppenthal; Norbert F. Schneider; Maria M. Bellinger (2016): Diplomats' quality of life: The role of risk factors and coping resources. In: *International Journal of Intercultural Relations* 51: 14-28

Der Beitrag untersucht die Auswirkungen der Auslandsrotation auf die subjektiv wahrgenommene gesundheitliche Lebensqualität von Beschäftigten des auswärtigen Dienstes. Dazu werden sowohl die Einflüsse von Risikofaktoren als auch protektive Faktoren betrachtet.

Aufgrund der wiederholten Entsendungen ins Ausland lassen sich anhand der Diplomaten im auswärtigen Dienst die Auswirkungen sowie die Bedingungen einer erfolgreichen Bewältigung hoher Mobilitätsanforderungen gut erforschen. Der Beitrag vergleicht zunächst die subjektiv wahrgenommene gesundheitliche Lebensqua-

lität der Diplomaten mit Referenzwerten aus der deutschen Bevölkerung. In einem zweiten Schritt wird analysiert, wie die Lebensqualität der Diplomaten durch internationale Umzugsmobilität sowie diverse persönliche Risikofaktoren und Schutzmechanismen beeinflusst wird.

Die Resultate belegen unter anderem eine im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung geringere subjektive gesund-





heitsbezogene Lebensqualität bei den Beschäftigten des auswärtigen Dienstes. Darüber hinaus erweisen sich verschiedene Persönlichkeitsmerkmale und kognitive Bewältigungsstrategien als wirksame Schutzmechanismen.

Bernhard Gückel, BiB



Der Artikel online unter

<http://www.sciencedirect.com/science/journal/01471767/51>

Reihe „Daten- und Methodenberichte“ des BiB

Ines Sackreuther, Jakob Schröber, Volker Cihlar, Andreas Mergenthaler, Frank Micheel, Gabriele Schill: TOP – Transitions and Old Age Potential. Methodenbericht zur Studie

Um die sozialwissenschaftlichen Forschungsdaten zu den Produktivitätspotenzialen älterer Menschen in Deutschland zu erweitern, führt das BiB das Projekt „Transitions and Old Age Potential: Übergänge und Alternspotenziale (TOP)“ durch. Die Studie versteht sich dabei als ein auf eine enge Altersgruppe bezogener „Lebensphasensurvey“. Im Mittelpunkt stehen Personen zwischen 55 und 70 Jahren, die in ihrem Leben kurz vor oder kurz nach dem Übergang in den Ruhestand stehen oder diesen gerade durchleben.

Ziel der Studie ist es, die Übergänge in den Ruhestand und die produktiven Potenziale der 55- bis 70-Jährigen in den Lebensbereichen Arbeitsmarkt, Zivilgesellschaft und Familie zu untersuchen.

Der erste Teil des Methodenberichts dokumentiert die methodischen Grundlagen der TOP-Studie. Zuerst werden das Untersuchungsdesign und die Grundgesamtheit der Studie sowie die Stichprobenziehung beschrieben. Auch der Aufbau und die Inhalte des Erhebungsinstruments

werden näher erläutert. Im Anschluss daran werden Organisation der Feldphase, Ausschöpfung sowie Gewichtung der Stichprobe dargestellt. Der erste Teil des Methodenberichts endet mit einer Charakterisierung der erhobenen Stichprobe und einem Überblick zur Verteilung zentraler soziodemografischer Merkmale.

Der zweite Teil des Methodenberichts dokumentiert die einzelnen Schritte der Datenprüfung, der Datenbereinigung, der Datenaufbereitung sowie der Datenformatierung.



BiB Daten- und Methodenberichte 1/2016



Der Bericht online unter

http://www.bib-demografie.de/DE/Veroeffentlichungen/veroeffentlichungen_node.html

Comparative Population Studies – News

Das Heft 4/2015 ist erschienen mit folgenden Beiträgen:

Katrin Schwanitz, Clara H. Mulder: Living Arrangements of Young Adults in Europe

Gibt es große Unterschiede bei der Lebensgestaltung junger Erwachsener im Alter zwischen 18 und 34 Jahren im europäischen Vergleich? Bisherige Studien deuten da-

rauf hin. Dieser Frage geht daher der Beitrag auf der Basis von Zensusdaten der *Integrated Public Use Microdata Series International (IPUMSi)* nach. Untersucht werden die Lebensweisen junger Menschen in einigen europäischen Ländern (Österreich, Frankreich, Griechenland, Ungarn,





Irland, Portugal, Rumänien und der Schweiz) auch im Hinblick auf die zeitliche Variabilität im Ländervergleich. Ziel ist es somit, zu einem tieferen Verständnis der Familienstrukturen und der Haushaltsarrangements in Europa beizutragen. Die Resultate unterstützen unter anderem die Annahme einer Nordwest-/Südost-Trennlinie bei der Lebensgestaltung und den generellen Geschlechterdifferenzierungen im Familienleben.

Marc Luy, Christian Wegner-Siegmundt, Angela Wiedemann, Jeroen Spijker:

Life Expectancy by Education, Income and Occupation in Germany: Estimations Using the Longitudinal Survival Method

Haben sozioökonomische Merkmale wie die Ausbildung, der berufliche Status oder das Einkommen einen Einfluss auf die Lebenserwartung? Auf der Grundlage von Daten des German Life Expectancy Survey analysiert der Beitrag diesen Zusammenhang für die deutsche Bevölkerung. Die Berechnungen offenbaren erhebliche Unterschiede bei der Lebenserwartung, wenn sozioökonomische Indikatoren betrachtet werden. So sterben Männer mit Hauptschulabschluss mehr als 6 Jahre früher als Akademiker und das ärmste Viertel der Männer hat eine um knapp sechs Jahre niedrigere Lebenserwartung als das reichste. Zudem variiert der Anteil derer, die das klassische Rentenalter 65 erreichen, beträchtlich. Die festgestellten korrespondierenden Unterschiede bei den Frauen sind geringer, aber trotzdem bemerkenswert. Insgesamt ergeben die Ergebnisse interessante Hinweise

für die aktuelle Diskussion über die unterschiedlichen Konsequenzen eines steigenden Rentenalters.

Philipp Ueffing, Francisco Rowe, Clara H. Mulder:

Differences in Attitudes towards Immigration between Australia and Germany: The Role of Immigration Policy

Der Beitrag untersucht die Verbindung zwischen der nationalen Migrationspolitik und den Einstellungen der jeweiligen Gesellschaften zur Zuwanderung in den Ländern Australien und Deutschland. Dabei wird davon ausgegangen, dass migrationspolitische Rahmenbedingungen auf die Prägung von Einstellungen großen Einfluss haben. Aus der Analyse geht unter anderem hervor, dass die australische Bevölkerung eine positivere Einstellung zur Zuwanderung hat als die deutsche. Darüber hinaus werden in beiden Ländern die Einstellungen in besonderer Weise beeinflusst durch den sozioökonomischen Hintergrund der Individuen und das Empfinden einer nationalen Identität.

Igor Ryabov :

On the Relationship between Development and Fertility: The Case of the United States

Der Artikel geht der Frage nach, ob es in den USA einen Zusammenhang zwischen Indikatoren der menschlichen Entwicklung (Human Development Index) wie Wohlstand, Gesundheit oder Bildung und der Periodenfertilität (TFR) auf verschiedenen räumlichen Ebenen gibt. Die Resultate deuten darauf hin, dass eine negative Beziehung zwischen den genannten Indikatoren und der Periodenfertilität auf ländlicher sowie suburbaner Kreisebene in den Vereinigten Staaten existiert.



Download des Heftes unter

<http://www.comparativepopulationstudies.de>

Übersetzung: Bernhard Gückel, BiB



Vorträge

Prof. Dr. Norbert F. Schneider zum Wandel der Lebensphase Kindheit beim Deutschen Caritasverband

Mit den Veränderungen der Kindheit in einem gewandelten familiären und sozialen Umfeld in der heutigen Zeit und den daraus resultierenden Folgen für die Erziehung beschäftigte sich die Fachtagung „Gesellschaftliche Trends und Erziehungsverantwortung“ des Deutschen Caritasverbandes am 25. November 2015 in Ludwigshafen, an der auch **Prof. Dr. Norbert F. Schneider** vom BiB teilnahm.

Ausgehend von der Frage, warum in Deutschland so wenige Kinder geboren werden, analysierte er zunächst den öffentlichen Diskurs zur sozialen Lage von Elternschaft und Kindern in Deutschland. In der Debatte sei eine besondere Mixtur von Leistungsorientierung, Pflichterfüllung, Defizitperspektive und Alarmismus erkennbar, die nicht zuletzt auch zum niedrigen Geburtenniveau in Deutschland beitrage. Wie steht es dabei um das Kind und sein Befinden? Aus zahlreichen Studien sei bekannt, dass das Wohl des Kindes wesentlich von zwei Faktoren beeinflusst wird: Zum einen von seinen materiellen Lebensbedingungen und zum anderen von der Zufriedenheit der Eltern. In diesem Zusammenhang wies Prof. Schneider darauf hin, dass die gesellschaftliche Konstruktion der Lebensphase Kindheit, etwa im Hinblick auf die Dauer und die Bedeutung für die weitere Entwicklung des jungen Menschen und dessen Formung durch soziale Institutionen uneindeutig, kulturell überformt und keineswegs „der Natur“ des Kindes geschuldet sei. Für das Wohl des Kindes heutzutage seien vielmehr ein zu großer Protektionismus und eine weitere Romantisierung von Kindern und Kindheit kontraproduktiv, betonte er. In demokratischen und offenen Bildungsgesellschaften sei die Grundfigur des Kindes als noch nicht kompetentem Menschen, der erst nach einer Zeit der Reifung in die Welt der Erwachsenen eingegliedert wird, als überholt zu betrachten. Es gelte vielmehr, Selbstständigkeit und Selbstverantwortung von Kindern bereits früh zu fördern und zu entwickeln, forderte Prof. Schneider.

Der demografische Wandel in Deutschland und Japan: Symposium des Bundesfamilienministeriums

Die Bevölkerungsentwicklung in Deutschland und Japan weist deutliche Parallelen auf. So befindet sich in

beiden Ländern das Geburtenniveau kontinuierlich auf niedrigstem Niveau. Zudem schreitet die demografische Alterung in den nächsten Jahrzehnten rasant voran – in Japan noch weitaus stärker als in Deutschland. Um diesen Prozess in beiden Ländern aktiv zu gestalten, wird das Bundesfamilienministerium seine Zusammenarbeit in diesen Bereichen mit Japan vorantreiben. Dies betonte die zuständige parlamentarische Staatssekretärin, Elke Ferner, beim deutsch-japanischen Symposium zu „Strategien des Demografischen Wandels in Deutschland und Japan“ am 13. und 14. Januar 2016 in Berlin, an dem auch **Dr. Martin Bujard** aus dem BiB teilnahm.

In insgesamt vier Foren wurden die entscheidenden Bereiche, in denen der demografische Wandel beeinflusst und gesteuert werden kann, von japanischen und deutschen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie Vertreterinnen und Vertretern beider Ministerien beleuchtet. Im Fokus standen die Themen Familienförderung, Politik für ältere Menschen, der demografische Wandel in den Kommunen sowie die Gleichstellung von Mann und Frau. Mehrere Redner betonten, dass beide Länder viel voneinander lernen können.

Im Forum 1 zum Thema „Familienförderung“ skizzierte Dr. Martin Bujard zunächst den demografischen Wandel in Deutschland und dessen Folgen. Anschließend stellte er die Vereinbarkeitsstrategie der deutschen Familienpolitik vor und wies darauf hin, dass Familienpolitik sowohl einen gewissen Einfluss auf die Fertilität als auch auf die Erwerbsbeteiligung in Deutschland ausgeübt hat. Dieser zeigt sich allerdings oftmals mit einer zeitlichen Verzögerung und ist meist beeinflusst durch kulturelle Gegebenheiten. Die Möglichkeiten der Politik zur Förderung der Fertilität stoßen jedoch an Grenzen. Daher ist es unmöglich, die Geburtenraten eines Landes politisch zu steuern, betonte er.

Familienpolitik weiter denken – Konferenz des Bundesfamilienministeriums in Berlin

Welche Wirkungen haben die familienpolitischen Reformen der letzten Jahre? Wie haben sich die Lebenswirklichkeiten von Familien verändert und welche Antworten muss die Familienpolitik darauf geben? Darüber diskutierten auf Einladung von Bundesfamilienministerin Manuela Schwesig Expertinnen und Experten, darunter auch

Dr. Martin Bujard aus dem BiB, vor 150 Gästen aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, Gewerkschaften, Verbänden und Stiftungen am 1. Dezember 2015 in Berlin.

In ihrem Vortrag wies die Familienministerin darauf hin, dass Eltern in der heutigen Lebenswelt eine stark geforderte Generation zwischen Beruf und Familie seien, die vor allem Sicherheit im Lebenslauf benötigen – sowohl Mütter als auch Väter. Dabei komme der Ausgestaltung der Familienleistungen eine zentrale Rolle bei der ökonomischen Unabhängigkeit zu, die finanzierbar und tragfähig sein und zugleich der ganzen Familie zugute kommen müssten.

Der Leiter des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, Prof. Dr. Marcel Fratzscher, betonte vor allem die ökonomische Bedeutung der Familienpolitik, die sich am Ende für die wirtschaftliche Stabilität von Familien, für die ökonomische Entwicklung und den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft auszahle. Prof. Dr. Renate Köcher vom Institut für Demoskopie Allensbach wies in ihrem Beitrag darauf hin, dass sich die Einstellungen der heutigen Elterngeneration von denen ihrer Eltern deutlich unterscheiden, insbesondere was die Meinung zu aktiver Vaterschaft und mehr Partnerschaftlichkeit in der Beziehung angehe.

Dr. Martin Bujard betonte, dass die Generation der heute 30- bis 55-Jährigen nicht per se überfordert ist, sondern vielmehr als Generation der Chancen gesehen werden kann, da weitaus mehr als in früheren Generationen die Mehrzahl der Frauen und Männer jeweils Teilhabe in Beruf und Fürsorge praktizieren könnte. Familienpolitische Maßnahmen wie das Elterngeld könnten die Tür zu einem Wandel öffnen, um beispielsweise die Akzeptanz fürsorgender Väter im Betrieb zu fördern. Oft übersehen werde in der familienpolitischen Debatte auch der „weiche“ Faktor Kommunikation, betonte Dr. Bujard. So bedarf es seiner Meinung nach einer großen Erzählung, um den epochalen Wandel der Familienpolitik einzuordnen – anstelle unübersichtlicher, kleinteiliger und widersprüchlicher Reformen.

Dr. Martin Bujard: Väterbewusste Personalpolitik in Unternehmen notwendig

Was zeichnet eine väterbewusste Unternehmenspolitik aus und welche gesetzlichen Gestaltungsmöglichkeiten haben sowohl die Unternehmen als auch die Beschäftigten, um zu einer besseren Vereinbarkeit von Beruf und

Familie beizutragen? Diese Fragen standen im Fokus des Kongresses „Beruf, Familie, Männer!“ der Industrie- und Handelskammer (IHK) Frankfurt und des Hessischen Ministeriums für Soziales und Integration am 7. Dezember 2015 in Frankfurt.

In seinem Beitrag wies **Dr. Martin Bujard** darauf hin, dass oft nur gefragt werde, wie Mütter Beruf und Familie vereinbaren könnten, während die Männer hier meist übersehen werden. Die wollten nämlich durchaus mehrheitlich für ihre Kinder beruflich kürzertreten, scheiterten aber letztlich an langen Arbeitszeiten und einer ausgeprägten Anwesenheitskultur, betonte er. Nach wie vor arbeiten Väter sogar länger als gleichaltrige Männer ohne Kinder. Dass mittlerweile ein Umdenken stattgefunden habe, werde aus einer Studie des BiB zu Familienleitbildern deutlich, in der sich deutliche Generationenunterschiede bei dieser Frage zeigten. So existiere bei einer Mehrheit der jüngeren Generation die Erwartung, dass Väter auch einmal beruflich kürzertreten sollten. Dies müsse von den Unternehmen durch eine Personalpolitik, die die Belange der Väter miteinbeziehe, stärker beachtet werden. Beispielsweise müssten Betriebe noch deutlicher vermitteln, dass sie die Elternzeit für Väter unterstützen. Zudem dürfe das gemeinsame Abendessen mit der Familie durch Büro-Anwesenheit bis in den späten Abend nicht mehr verhindert werden. Schließlich gebe es auch für die Unternehmen strategische Vorteile, denn



Gestiegenes Interesse der Väter an besserer Vereinbarkeit von Beruf und Familie – aber nach wie vor eine Kultur der langen Anwesenheit in vielen Unternehmen: Um Väter stärker an ihrer gewünschten Teilhabe in der Familie zu unterstützen, warb Dr. Martin Bujard (BiB, rechts im Bild) in der Diskussion mit v.l.n.r. Kirsten Frohnert (Moderation), Christian Meyer (FRAPORT AG), Dr. Ralf Gerschkat (IHK Frankfurt am Main), Barbara David (Commerzbank AG) für eine väterorientierte Personalpolitik. (Bild: hessenstiftung – familie hat zukunft)



die sozialen Kompetenzen von Vätern und eine langfristige Mitarbeiterbindung nutzten nicht zuletzt auch ihnen, so Dr. Bujard.

Konferenz zum Thema Bildungsstand und Reproduktionsverhalten

Dr. Martin Bujard hat bei der internationalen Konferenz des Vienna Institute of Demography vom 2.-4. Dezember 2015 in Wien neue Erkenntnisse zum Zusammenhang von Bildungsniveau und Kinderlosigkeit beleuchtet.

Bei der Suche nach Erklärungsansätzen für Kinderlosigkeit ist in den letzten Jahren in der internationalen demografischen Forschung vor allem der Faktor Bildungsniveau in das Zentrum des Interesses gerückt. So wiesen frühere Studien zur Kinderlosigkeit übereinstimmend auf den Befund hin, dass mit dem Anstieg des Bildungsniveaus der Frauen zugleich auch der Anteil der Kinderlosen zunahm. Rund 100 europäische Demografen diskutierten vor diesem Hintergrund die gegenwärtige Forschungslage im Lichte neuer Ergebnisse. Dabei widmete sich die Diskussion sowohl der Situation in einzelnen Ländern als auch den Regionen mit einem niedrigen Fertilitätsniveau.

In diesem Zusammenhang zeigte Dr. Martin Bujard auf der Basis neuer Auswertungen der Mikrozensus 2002-2014 in seinem Vortrag, dass es einen Umschwung des Trends der Kinderlosigkeit unter den hochqualifizierten Frauen gibt. Zudem deuteten aktuelle Daten auf einen Anstieg der Kinderlosigkeit bei den Frauen mit niedrigem und mittlerem Bildungsniveau hin. Im Kontext gruppenspezifischer Trendanalysen diskutierte er, welche Bedeutung das Bildungsniveau generell als bedeutender Faktor für Kinderlosigkeit hat. Um diese grundsätzlichen Änderungen des Bildungs-Fertilitäts-Zusammenhangs genauer einzuordnen, bedürfe es allerdings weiterer Analysen, betonte Dr. Bujard.

Dr. Heiko Rüger zum Zusammenhang zwischen Überschuldung und Gesundheit

Wirkt sich Überschuldung auf den gesundheitlichen Zustand beziehungsweise das Gesundheitsverhalten aus? Dieser Frage ging **Dr. Heiko Rüger** beim Dialogtag „Schulden und Gesundheit“, veranstaltet von der Dachorganisation der staatlich anerkannten Schuldenberatungen (asb) und dem Institut für Sozialdienste, in Lustenau (Österreich) am 25. Januar 2016 nach. Er betonte, dass

bei der Untersuchung des Zusammenhangs zwischen dem sozio-ökonomischen Status und der Gesundheit sowie dem Gesundheitsverhalten der Faktor Schulden in der Forschung bislang selten berücksichtigt wurde. Internationale Forschungsergebnisse bestätigten aber die Annahme, dass finanzielle Sorgen als ein signifikanter Stressfaktor betrachtet werden müssten, der sich auf die Gesundheit auswirkt. Unter Überschuldung versteht man gemeinhin einen Zustand dauerhafter Zahlungsunfähigkeit. Schätzungen zufolge gilt in Deutschland annähernd jeder zehnte Erwachsene als überschuldet.

Auf der Basis der sozialmedizinischen ASG-Studie („Armut, Schulden und Gesundheit“) des Forschungsclusters „Gesellschaftliche Abhängigkeiten und soziale Netzwerke“ der Universitäten Trier und Mainz wies Dr. Rüger nach, dass Überschuldete als Risikogruppe für Gesundheitsprobleme gelten müssen. Im Fokus stehen dabei an oberster Stelle psychische Erkrankungen sowie Gelenk- und Wirbelsäulenerkrankungen. Erschwerend kommen in dieser Gruppe finanzielle Hürden der gesundheitlichen Teilhabe sowie eine mangelnde soziale Unterstützung hinzu. Dr. Rüger plädierte angesichts der Studienergebnisse daher für eine stärkere Beachtung des Themas Überschuldung im Gesundheitswesen. Vorhandene Regeln müssten vereinfacht und besser kommuniziert werden. Hilfsangebote sollten stärker vernetzt werden, etwa in den Schuldnerberatungsstellen. Dazu müssten zielgruppenspezifische Präventionsangebote geschaffen werden. Was die weitere Forschung zu dem Thema angehe, so sollte der Einfluss von Überschuldung vor allem in sozialespidemiologischen Studien künftig stärkere Beachtung finden, forderte er.

Gesundheit, Geschlechter, Rechte: Der 13. Dialog zu Bevölkerung und nachhaltiger Entwicklung in Berlin

Frank Swiaczny hat am 13. International Dialogue on Population and Sustainable Development am 28. und 29. Oktober 2015 in Berlin teilgenommen. Die Veranstaltung stand unter dem Motto: „Health, Gender, Rights. Moving beyond 2015.“ Er beteiligte sich dort an einem Workshop zur Zukunft der Kommission für Bevölkerung und Entwicklung der UN.

Die Konferenz diskutierte in Workshops und Diskussionsrunden die Frage, wie sexuelle und reproduktive Gesundheit und damit zusammenhängende Rechte im Zuge der 2015 von der UN angenommenen nachhalti-



gen Entwicklungsziele gestärkt werden können und welche Strategien dabei hilfreich sind. Die Resultate flossen am Ende schließlich in die „Berliner Erklärung“ ein. In ihr

werden Strategien formuliert, wie die Thematik in den Rahmen der nachhaltigen Entwicklungsziele stärker integriert werden kann.



Mehr Infos zur Veranstaltung unter

<http://13th.dialogue-population-development.info/topics/berlin-statement/>

.....
Bernhard Gückel, BiB

Lehrveranstaltungen

Frank Swiaczny hat im Wintersemester 2015/2016 eine Lehrveranstaltung an der Universität Mainz im Rahmen des Masterstudiengangs Epidemiologie im Modul

„Einführung in die Epidemiologie und Biometrie“ gehalten. Darin widmete er sich den Themen „Bevölkerungstypen“ und „Demographische Methoden.“

Veranstaltungen

5. Berliner Demografieforum zum Thema: „Arbeit – Lebenschancen – Wohlstand“ am 24. und 25. Februar 2016 in Berlin



Im Mittelpunkt des 5. Berliner Demografieforums werden die Themen Arbeit, Lebenschancen und Wohlstand stehen. Dazu gehört unter anderem die Bedeutung von lebenslangem Lernen, einer sich verändernden Arbeitswelt, Gesundheitsvorsorge und nachhaltiger Wirtschaft.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, die Allianz SE sowie die European School of Management and Technology (ESMT).

Das Berliner Demografie-Forum (BDF) ist eine parteiübergreifende, globale Plattform, welche die Spitzen von Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Zivilgesellschaft zusammenbringt. Veranstalter des Forums sind das



Mehr Infos zur Veranstaltung unter

<https://www.berlinerdemografieforum.org/>



Buch im Blickpunkt

Yasemin Niephaus; Michaela Kreyenfeld; Reinhold Sackmann (Hrsg.): Handbuch Bevölkerungssoziologie

Die Bevölkerungssoziologie als soziologische Teildisziplin widmet ihr Forschungsinteresse dem gleichen Gegenstand wie die Demografie: dem Bevölkerungsgeschehen. Allerdings untersucht sie dies aus einer spezifisch soziologischen Perspektive mit vielschichtigen Forschungsansätzen. Bisher existierte kein deutschsprachiges Nachschlagewerk, in dem alle Teilbereiche zusammengeführt und einleitend vorgestellt wurden. Der Band möchte diese Lücke schließen und in 31 Beiträgen eine umfassende Bestandsaufnahme der jeweiligen Forschungsgebiete liefern. Dabei sind mit Norbert F. Schneider, Heiko Rüger, Silvia Ruppenthal und Martin Bujard auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem BiB mit Beiträgen vertreten.

Bevölkerungssoziologie: Gegenstand und Methodik

Im ersten Teil werfen zunächst **Michaela Kreyenfeld**, **Yasemin Niephaus** und **Reinhold Sackmann** einen Blick auf den Gegenstandsbereich der Bevölkerungssoziologie. Sie stellen fest, dass die zunehmende Verfügbarkeit von Mikrodaten zu einer Neuorientierung der Disziplin im Laufe der Zeit beigetragen hat. Damit rückt statt einer früheren ganzheitlichen Betrachtungsweise der Bevölkerungsentwicklung die Analyse spezifischer demografischer Übergänge stärker in den Vordergrund.

Mit welchen Methoden die Bevölkerungssoziologie Antworten auf demografische Fragen wie zum Beispiel das Absinken der Geburtenraten oder die Pluralisierung der Lebensformen in den letzten Jahrzehnten findet, stellt **Bernhard Nauck** am Beispiel der Varianten austausch- und nutzentheoretischer Theorien zur Partnerwahl, Fertilität und Migration vor. Wie Migrationssysteme und Wanderungsbewegungen mittels mikrosoziologischer Konzepte erfasst werden können, demonstriert

Dirk Hoerder. Er betont, dass vor allem der Ansatz der „Transkulturellen Gesellschaftsstudien“ für eine makrosoziologische Erforschung des Zusammenhangs von Migration und Gesellschaft geeignet ist.

Der Entwicklung der Methoden und formalen Theorien, die in der Bevölkerungssoziologie angewendet werden, widmet sich **Daniel Courgeau**, indem er die historisch aufeinanderfolgenden klassischen Forschungsparadigmen der Disziplin darstellt – immer im Hinblick auf die Frage, wie die Paradigmen miteinander zu vereinbaren sind.

Mit einem Überblick auf demografische Prozesse der Bevölkerungsentwicklung in Deutschland präsentiert **Olga Pötzsch** ein Beispiel für bevölkerungssoziologische Forschungsinteressen. Ihre Analyse stellt die Interaktion zwischen der Gliederung der Bevölkerung nach Alter und Geschlecht sowie den Prozessen der Fertilität, Mortalität und Migration und deren Folgen für die Bevölkerungsentwicklung in den Mittelpunkt. Demnach ist der aktuelle Altersaufbau in Deutschland zugleich Folge der demografischen Prozesse der Vergangenheit und der Gegenwart als auch die Grundlage für die künftige Bevölkerungsentwicklung.

Mit welchen demografischen Methoden die Bevölkerungssoziologie arbeitet, beschreibt **Marc Luy** anhand der am meisten genutzten demografischen Kennziffern wie beispielsweise der Sterbetafel oder der zusammengefassten Geburtenziffer.

Die Bedeutung des räumlichen Kontextes für bevölkerungswissenschaftliche Fragestellungen ist das Thema bei **Sebastian Klüsener**. Er konstatiert, dass vor allem der Zugang zu Daten, die Einblicke in vorher unsichtbare Prozesse gestatten, neue Analysemöglichkeiten zur Bedeutung des Raums für demografische Entwicklungen ermöglicht hat. Diese neuen Analysemöglichkeiten werden



Das Buch:
Yasemin Niephaus; Michaela Kreyenfeld; Reinhold Sackmann (Hrsg.):
Handbuch Bevölkerungssoziologie
Springer VS Verlag 2016
ISBN 978-3-658-01409-4
ISBN 978-3-658-01410-0 (eBook)



auch weiterhin eine wichtige Rolle in der Forschungsarbeit zu diesem Thema spielen.

Familie, Fertilität und Lebensformen

Der zweite Teil des Bandes beschäftigt sich mit dem Themenkomplex „Familie, Fertilität und Lebensformen“. Darin blicken zunächst **Georg Fertig** und **Mikołaj Szoltysek** aus einer historischen Perspektive auf die Fertilität und die Familienformen in Europa. Sie plädieren in diesem Zusammenhang für die Überwindung der strikten Trennung von Familiengeschichte und Familiensoziologie. Da im Bereich der Geschichte der Familie noch viele Fragen offen sind, kommen sie zu dem Schluss, dass die Familiensoziologie hier zu dem Versuch beitragen könnte diese Fragen zu beantworten.

Einem besonderen Ereignis im Lebensverlauf junger Erwachsener widmen sich **Dirk Konietzka** und **André Tatjes**: dem Auszug aus dem Elternhaus. Neben einem Überblick über die Theorien zur Analyse des Auszugsverhaltens stellen sie die Frage, inwieweit die medial geführten Debatten über immer mehr „Nesthocker im Hotel Mama“ empirische Bestätigung finden. Ihre Analysen auf der Basis verschiedener Datensätze für Deutschland und Europa führen allerdings zu der Erkenntnis, dass die Frage, ob vor allem junge Männer immer länger bei den Eltern wohnen, nicht eindeutig beantwortet werden kann. Dazu trägt erschwerend bei, dass der Auszug aus dem Elternhaus im Lebensverlauf keineswegs ein so eindeutig umrissenes Ereignis darstellt wie andere Übergänge – beispielsweise Schulabschluss, Heirat oder Familiengründung.

- **Lücke zwischen Kinderwunsch und Geburtenwirklichkeit**

Mit dem Zusammenhang zwischen Kinderwunsch und Geburtenentwicklung befasst sich **Johannes Huinink**. Er stellt Konzepte der empirischen Fertilitätsforschung vor und präsentiert Befunde der empirischen Analysen von Kinderwünschen, Fertilitätsintentionen und der Geburtenentwicklung. Dabei wird sichtbar, dass der Wunsch nach (meist maximal zwei) Kindern nicht zurückgeht, er ist allerdings nicht mehr selbstverständlich und wird häufig nicht umgesetzt. Angesichts dieser Lücke zwischen Wunsch und Wirklichkeit geht der Autor zukünftig nicht von einem weiteren Geburtenrückgang aus. Eher ist ein Anstieg zu erwarten, da unter den Bedingungen zurück-

gehender Opportunitätskosten die durchschnittliche Kinderzahl von Frauen in Deutschland wieder leicht wächst.

Welche Bedeutung haben Partnerschaftsmärkte für demografische Prozesse? Dieser Frage gehen **Thomas Klein** und **Johannes Stauder** nach. Neben einer Einführung in die Begrifflichkeiten und Konzepte der Partnermarktforschung stellen sie die Begrenzungen und Möglichkeiten der empirischen Forschungsmöglichkeiten dar. So sind beispielsweise in der bisherigen Forschung soziale Unterschiede noch kaum berücksichtigt. Zudem ist bisher offen, wie die teilweise deutliche regionale Variation des Partnermarktes zu erklären ist. Außerdem könnten zukünftig auch virtuelle Handlungskontexte im Internet eine größere Bedeutung für den Partnermarkt erlangen.

Elementare familiäre Prozesse der Heirat und Scheidung aus soziologisch-demografischer Perspektive beleuchten **Henriette Engelhardt** und **Jan Skopek**. Ausgehend von einem Abriss zur Erfassung des Heirats- und Scheidungsgeschehens diskutieren sie unter anderem klassische Befunde und die Dynamik der Ehescheidung sowie das ehedauerabhängige Scheidungsrisiko.

- **Familiale und nichtfamiliale Lebensformen**

Den Wandel der familialen und nichtfamilialen Lebensformen in Deutschland stellen **Michaela Kreyenfeld**, **Dirk Konietzka** und **Valerie Heintz-Martin** vor. Sie zeichnen die Grundzüge der Struktur und des Wandels der familialen und nichtfamilialen Lebensformen in Deutschland nach und weisen auf analytische Defizite der empirischen Forschung über Lebensformen hin. Demnach sind hier wichtige Fragen aufgrund von methodischen wie auch von theoretischen Problemen bis heute unzureichend geklärt.

Wie gestaltet sich die Forschungssituation bei den gleichgeschlechtlichen Partnerschaften ohne und mit Kindern? Nach Ansicht von **Marina Rupp** und **Christian Haag** ist diese Lebensform bisher mit Blick auf belastbare Daten untererforscht. Vorliegende Informationen werden meist über kleine und vermutlich selektive Stichproben gewonnen. Auf der Grundlage zweier Studien belegt der Beitrag nach einer Darstellung der Soziodemografie, dass ein Teil der Befragten in Lebensgemeinschaften ohne Kinder sich sehr wohl Kinder und Elternschaft wünschen. Bestätigt werden zudem Ergebnisse zur positiven Entwicklung von Kindern in Regenbogenfamilien.



Mit der zunehmenden Verbreitung von Fortsetzungsfamilien und Problemen der Messbarkeit dieses Familientyps befasst sich **Michael Feldhaus**. Er konstatiert, dass der Umfang empirischer Forschungsarbeiten über Familien, deren ursprüngliche personelle Zusammensetzung sich aus vielerlei Gründen verändert hat, im deutschsprachigen Forschungsraum erst in den letzten Jahren stärker beachtet wird. Die Zunahme dieser Familienform im Lebensverlauf erfordert aber eine verstärkte wissenschaftliche Zuwendung – insbesondere auch in der soziologischen und psychologischen Forschung.

Prozesse der Bevölkerungsentwicklung haben sich in den letzten Jahrzehnten nicht nur auf die Strukturen der Familie, sondern auch auf die Ausgestaltung der familialen Generationenbeziehungen ausgewirkt. Wie eng sie mit demografischen Veränderungsprozessen verflochten sind, betrachten **Anja Steinbach** und **Karsten Hank**. Sie weisen darauf hin, dass es noch erhebliche Lücken in der Forschung gibt – etwa was sozio-ökonomische Ungleichheiten, geschlechtsspezifische Aspekte (zum Beispiel beim Thema Pflege) oder das Verhältnis von Familie und Wohlfahrtsstaat angeht.

Was tun, wenn es mit dem Kinderwunsch auf natürlichem Wege nicht klappt? Der Frage nach den rechtlichen Rahmenbedingungen, der gesellschaftlichen Relevanz und ethischer Implikationen der Reproduktionsmedizin geht **Heike Trappe** nach. Sie stellt die zahlenmäßige Entwicklung assistierter Reproduktion und mögliche Erfolgsindikatoren dar und diskutiert Folgen solcher immer häufiger gewählten Verfahren im Hinblick auf Lebensformen, Mutter- und Vaterschaft sowie die Verwandtschaft.

Migration und Mobilität

Der dritte Teil des Bandes zum Thema „Migration und Mobilität“ wird von **Dirk Hoerder** mit einem Überblick über die Migrationsentwicklung aus historischer Perspektive eingeleitet. Er zeigt darin neben den historischen Migrationsbewegungen, welche Faktoren (wie zum Beispiel Wirtschaftskrisen oder die politische Situation im Herkunftsland) sich auf Migrationsmuster auswirken. Dabei weist der Beitrag auch auf Veränderungen im regenerativen Verhalten hin, die durch freiwillige oder erzwungene Migration bedingt werden.

Ausgehend von der Feststellung, dass für viele Gebiete der Welt (besonders auch für die Europäische Union) die Migration eine wachsende Bedeutung für die demo-

grafische Entwicklung hat, zeigt **Ludger Pries**, dass sich mit der Bedeutungszunahme des Umfangs von Wanderungsprozessen für die Bevölkerungsentwicklung auch die Qualität von Migration verändert. Durch ausdifferenzierende Formen internationaler Migration entstehen vielfältige Beziehungsnetzwerke und Sozialräume, die sich über die Grenzen der nationalstaatlich verfassten Gesellschaften legen und somit transnationale Räume bilden. Der Beitrag entwickelt dazu ein Konzept und diskutiert das Verhältnis von transnationalen Sozialräumen und Migration als wechselseitigem Beeinflussungsmechanismus.

Einen Überblick über die neueren Dynamiken im Migrations- und Integrationsgeschehen in Deutschland gibt **Claudia Diehl**. Sie präsentiert zunächst Daten und Fakten zur internationalen Migration von und nach Deutschland sowie aktuelle theoretische Erklärungsansätze und exemplarische Forschungsergebnisse. Darüber hinaus widmet sie sich in einem zweiten Teil der Forschung zur Integration in Deutschland mit Blick auf Daten, Begriffe und Fakten und konstatiert im Themenfeld Migration noch einen großen Forschungsbedarf im Bereich der Zuzugsprozesse und -entscheidungen. Dies liegt vor allem an der Knappheit der transnationalen Forschungsdesigns.

- **Räumliche Mobilität und Lebensformen**

Räumliche Mobilität ist das Thema von **Stefanie Kley** in ihrem Beitrag. Neben einem Überblick über den Stand der Forschung und aktuelle Forschungsfelder dieses noch jungen Themas in der Soziologie stellt sie verschiedene Ausprägungen räumlicher Mobilität dar. In Bezug auf Deutschland kommt sie zu dem Schluss, dass neben einem sinkenden Trend der Binnenwanderungen ein Anstieg bei den substanziellen Pendelwegen zwischen Wohnung und Arbeitsplatz erkennbar ist. Diese Entwicklung spricht für eine zunehmende Ersetzung von Binnenwanderung und residentieller Mobilität durch Pendelmobilität.

Norbert F. Schneider, **Heiko Rüger** und **Silvia Ruppenthal** aus dem BiB bestätigen diese Annahme in ihrer Analyse der Zusammenhänge von beruflich bedingter Mobilität, Lebensform und Familienentwicklung.

Neben einer Veränderung des Mobilitätsgeschehens in den letzten Jahrzehnten konstatieren sie auf Basis von Ergebnissen der europäisch vergleichenden Studie „Job Mobilities and Family Lives“ einen Wandel vor allem in



Bezug auf die Ursachen, das Ausmaß, die Erscheinungsformen, die soziale Bewertung und die Folgen räumlicher Mobilität. Die festgestellte Dynamik im Mobilitätsgeschehen beruht allerdings weniger auf erhöhter Migration und Umzugsmobilität als vielmehr auf vielfältigen und zum Teil neuen Formen von Pendelmobilität. Für die Bevölkerungssoziologie ist das Thema insofern relevant, als die entstandenen „mobilen Lebensformen“ zum einen die Modi des Zusammenlebens und die Gestaltung von Lebensformen beeinflussen. Zum anderen wirkt sich das räumliche Mobilitätsverhalten in die Partnerschafts- und Familienentwicklung sowie die intergenerationalen Beziehungen aus. So beeinflussen sich beispielsweise Mobilität und Familienentwicklung bei Frauen wechselseitig negativ. Generell lässt sich zeigen, dass gerade intensive Mobilität Partnerschaften und Familien herausfordert und bei den Frauen eine aktive Elternschaft deutlich erschwert.

Mortalität, Morbidität und Pflege

Im vierten Teil des Bandes stehen die Themen Mortalität, Morbidität und Pflege im Fokus. So betrachten **Eva-Maria Fach**, **Frank Rosenbach** und **Matthias Richter** die Mortalitäts- und Morbiditätsentwicklung in Deutschland und Europa aus einer historischen Perspektive. Mit dem Rückgang der Sterblichkeit seit dem 18. Jahrhundert ist zugleich eine grundlegende Veränderung der Todesursachen verknüpft. Verantwortlich dafür waren weniger medizinische Faktoren als vielmehr der soziale Wandel und sozioökonomische beziehungsweise sozialstaatliche Faktoren. In der wissenschaftlichen Diskussion wird von einem weiteren Anstieg der Lebenserwartung in Zukunft ausgegangen – mit allen Konsequenzen für die Gesellschaft. Somit lautet die Quintessenz des Beitrags, dass zunehmend nicht die Frage beantwortet werden muss, ob Menschen immer älter werden – sondern von Bedeutung ist, wie sie altern.

Wie sich der soziale Status auf die Lebenserwartung auswirkt, untersucht **Rembrandt D. Scholz**. Demnach existiert zwischen beiden Faktoren ein enger Zusammenhang. Neben einem Überblick über den aktuellen Forschungsstand liefert der Beitrag ausgewählte empirische Ergebnisse zur differentiellen Mortalität, die die These der sozial differenzierten Mortalitätsrisiken stützen. Demnach beeinflusst der soziale Status das Ernährungs- und allgemeine Gesundheitsverhalten. Damit kann diffe-

rentielle Sterblichkeit auch als ein „objektiver Indikator sozialer Ungleichheit“ gelten.

Mit dem Konzept der „gesunden Lebenserwartung“ und empirischen Befunden zu diesem Thema befasst sich **Rainer Unger**. Neben der Vorstellung der jeweiligen methodischen Vor- und Nachteile präsentiert der Beitrag Befunde über schichtspezifische und internationale Unterschiede in der gesunden Lebenserwartung. Die Resultate der betrachteten Studien deuten überwiegend darauf hin, dass sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen etwa seit den 1980er Jahren ein Anstieg der gesunden Lebenserwartung erkennbar ist. Die Menschen werden also nicht nur älter, sondern erleben auch mehr zusätzliche gesunde Lebensjahre – und zwar nicht nur in Deutschland, sondern auch aus internationaler Sicht.

Das „Alter“ als zentrale sozio-demografische Variable mit mehreren inhaltlichen Dimensionen diskutiert **François Höpflinger**. Er stellt in einem ersten Schritt konzeptuelle Differenzierungen der Variable „Alter“ vor und präsentiert in einem zweiten Schritt Prozesse der vertikalen und horizontalen Differenzierung des Alters in Gesellschaften mit hoher Lebenserwartung. Dazu beleuchtet er die intergenerationellen Auswirkungen der Langlebigkeit und wirft einen Blick auf die gesellschaftlichen Folgen hoher Lebenserwartung.

Der demografische Wandel als demografische Herausforderung

• Familienpolitik und Geburtenentwicklung

Welche Antworten können Politik und Gesellschaft auf den demografischen Wandel geben und welche sind machbar? Diese Fragestellung zieht sich durch die Beiträge des fünften und letzten Kapitels, in dem zunächst **Martin Bujard** aus dem BiB analysiert, inwieweit familienpolitische Maßnahmen die Geburtenentwicklung beeinflussen können. Der aus nationaler und internationaler Sicht wissenschaftlich umstrittene Zusammenhang ist politisch hochrelevant und nach Ansicht des Autors nachweisbar. Mit Verweis auf heterogene Forschungsergebnisse zum Einfluss von Familienpolitik auf die Geburtenentwicklung kommt der Beitrag zu dem Schluss, dass Familienpolitik einen Einfluss auf die Geburtenrate hat. Allerdings sind die Wirkungen begrenzt, da nicht jede Maßnahme bei allen Gruppen unmittelbar und in jedem Land sofort wirkt, zumal sich die Geburtenentwick-



lung politisch nicht steuern lässt. Aber sie lässt sich sehr wohl beeinflussen – positiv wie negativ, auch wenn das gar nicht beabsichtigt war. Die differenten Befunde zum Einfluss der Familienpolitik resultieren unter anderem aus unterschiedlichen Forschungsdesigns, wie etwa Mikro- oder Makrostudien. In ihrer Erklärungskraft ergänzen sie sich allerdings oft. Neuere Ergebnisse belegen, dass Maßnahmen wie die Förderung der institutionellen Kinderbetreuung und finanzielle Transfers positive Effekte auf die Geburtenrate haben – aber in einer langen Zeitperspektive und nicht sofort.

Konsequenzen des demografischen Wandels

Welche Wechselwirkungen zwischen Bevölkerungsalterung und dem System der Alterssicherung in Deutschland existieren, untersucht **Anika Rasner**. Vor dem Hintergrund einer rasant voranschreitenden Alterung beschreibt sie die Folgen des demografischen Wandels für das Alterssicherungssystem und die Reformaktivitäten der letzten 25 Jahre. Aus ihrer Sicht besteht dabei zwar Einigkeit über die Unausweichlichkeit der Reformen, aber weniger über die Frage der gerechten Aufteilung der Belastungen zwischen den aktiven Beitragszahlern und den Rentenbeziehern. Ob es zu einem Anstieg von Altersarmut infolge starker Verteilungseffekte für die Alterseinkommen künftiger Rentenkohorten kommen wird, ist ihrer Ansicht nach nur schwer abzuschätzen. Prognosen deuten allerdings auf erhöhte Armutsrisiken vor allem für ostdeutsche Männer hin.

Wie wirken sich die demografischen Veränderungen auf das deutsche Bildungssystem aus? Für **Walter Bartl** ergeben sich aus dem Wandel bestimmte Anpassungsprobleme und ein Druck für das Bildungswesen. Wie mit

den Folgen der Alterung, Schrumpfung und einer heterogenen Bevölkerungszusammensetzung umgegangen wird, ist letztlich für die Entwicklung des Bildungssektors entscheidend.

Dies gilt auch für die Bevölkerung verlierenden ländlichen Räume, denen sich **Claudia Neu** widmet. Es haben sich im Zuge des demografischen Wandels alte und neue territoriale Ungleichheiten herausgebildet, die in manchen Räumen ungleichwertige Lebensverhältnisse verfestigen. Dabei werden attraktive Metropolen mit jungen und gut gebildeten Leuten ebenso zur siedlungsstrukturellen Zukunft gehören wie sich entleerende ländliche Räume. Was fehlt, sind die gesellschaftlichen Erfahrungen, mit solchen Phänomenen der Entleerung umzugehen – zumal diese Entwicklung von einer „sozialen Ausdifferenzierung“ begleitet wird und so eine neue Heterogenität der Lebensverhältnisse entsteht.

Der demografische Wandel ist die gesellschaftspolitische Herausforderung des 21. Jahrhunderts. Mit dieser These startet **Yasemin Niephaus** ihre Analyse zur sozialstrukturellen Relevanz der demografischen Veränderungen für die ausgewählten Felder Wirtschaft, Sozialpolitik und Familie. So müssen zum Beispiel im Bereich Wirtschaft infolge veränderter demografischer Bedingungen unterschiedlichste Maßnahmen getroffen werden, um geltende Spielregeln aufrechtzuerhalten. Letztlich ist die Alterung und Schrumpfung der Bevölkerung für die Wirtschaft eine Herausforderung, der nicht nur mit ökonomischen, sondern auch gesellschaftspolitischen Maßnahmen begegnet werden muss. Dazu soll nicht zuletzt die Lektüre dieses Bandes beitragen.

Bernhard Gückel, BiB

Impressum



Herausgegeben vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung – Ausgabe 1/2016 – 37. Jahrgang

Schriftleitung: Dr. Evelyn Grünheid

Redaktion: Bernhard Gückel

Dienstgebäude: Friedrich-Ebert-Allee 4, 65185 Wiesbaden

Telefon: (0611) 75 22 35

E-Mail: post@bib.bund.de

Internet: www.bib-demografie.de

ISSN 1869-3458 / URN:urn:nbn:de:bib-bfa0120169

„Bevölkerungsforschung Aktuell“ erscheint alle 2 Monate. Die Publikation kann im Abonnement im PDF-Format bezogen werden. Anmeldungen bitte an bev-aktuell@bib.bund.de. Das Heft finden Sie auch auf der Homepage des BiB (www.bib-demografie.de). Nachdruck mit Quellenangabe gestattet (Bevölkerungsforschung Aktuell 1/2016 des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung). Belegexemplar erbeten.